Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1842)

Artikel: Vermischten Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655677

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des Boten Gruß zu obenstehendem Bilde.

Ein Stücklein aus dem Weltspiegel dieser Zeit.

Seid schön mir gegrüßet, ihr Alten und Jungen,
Glück bring euch allen das kommende Jahr.
Aber — wie wird da getanzt und gesprungen!
Wisset ihr nicht, daß es Sonntag heut war?
Kommt aus der Stadt und habt tüchtig getrunken,
Lärmend dann zieht ihr zum Thore hinaus;
Wer nicht besoffen zu Boden gesunken,
Jubelt nach Hause in Saus und in Braus.
Und auch ein Spielmann sitzt da an der Straße.
Leer ist sein Fäßlein; er selber ist voll.
Kunterbunt spielt er auch gleich auf zum Spaße.
Ihr tanzt und johlet als wäret ihr toll.
So werden lärmend, mit Saufen und Toben
Schändlich die Tage des Herren entehrt.
Wirthshaus und Pinte wird höchlich erhoben,
Aber der Kirche der Rücken gekehrt.

Heh da! Was hör ich für spottende Worte?
„Achtet des strafenden Narren doch nicht!
„Tanzen und Springen ist heut auch am Orte.
„Wer fragt jetzt noch nach dem Sittengericht!
„Lustig gejubelt ihr Mädchen und Knaben,
„Sonntag und Werktag in Saus und in Braus.
„Lustig im Leben! Sind einst wir begraben,
„Dann ist's mit Tanzen und Lustigsein aus."

E

Wer ist der Sprecher? Aha! Der da hinten!
Der so langöhrig durchs Stallfenster schreit.
Ja, der Herr Esel beliebet zu finden,
Ich sei ein Narr und er, Esel, gescheid.
Prosit Herr Esel! Ja wohl, seines gleichen
Giebts in der Welt eine gar große Zahl,
Die aller Lehr, aller Warnung entweichen,
Säufer und Flucher, und Hudeln zumal.
Aber betrachtet das Ende vom Liede!
Armuth und Elend und blutige Schand,
Das sind die Früchte! — Nicht Segen und Friede,
Nicht Glück und Wohlfahrt dem Volk und dem Land.

Zürne nicht, Leser! ich selber will hoffen
Gar manchen Ehrenmann traf ich hier nicht.
Doch fühlen sicher sich viele getroffen;
Ihnen nur giltet mein Bild und Gedicht.
Ich mein' es ehrlich mit allen; drum muß
Ernstlich ich warnen euch allen zum Gruß:
Wollt ihr auch Segen und Wohlfahrt erhalten,
Dürft ihr euch nicht nach dem Bild hier gestalten.

Von der Natur.

(Fortsetzung.)

Wer marschiert da auf, aufrecht und langsam? Es ist der Bär, der ehrliche Mutz. Seine Gestalt kennen wir alle, und gleicht er keinem hübschen jungen Herrn, so gefällt sein Bild doch Allen auf den Bernbatzen. Der Bär ist allerdings ein Raubthier, das in den Viehherden übel hauset, wenn es einmal einbricht. Er frißt aber auch Obst und Erdbeeren; vorzüglich gerne Honig. Da, wo viele wilde Bienenstöcke in den Wäldern sind, weiß er sie recht gut zu finden, ersteigt die Bäume und stiehlt den Honig! So plump sein Aussehen ist, so flink ist er doch. Er geht geschickt auf den Hinterfüßen, kann auch gut laufen, besonders gut auf die Bäume klettern. Auch schwimmen kann er. Wird er gejagt, so flieht er; wird er aber angegriffen, oder vom Jäger blessirt, so steht er auf die Hinterbeine, geht auf seinen Feind los, schlägt mit seinen gewaltigen Vordertatzen auf ihn los, daß die Fetzen davon fahren, oder erdrückt ihn in den Armen. Wird er jung gefangen, so kann er leicht zahm gemacht werden.

Man findet Bären in ganz Europa, am meisten in mitternächtigen Ländern. Da man dieses starke Raubthier aber überall verfolgt, wo es sich blicken läßt, so ist es in bewohnteren Gegenden ziemlich selten geworden. In unserm Land ist die Erscheinung eines Bären in der Freiheit schon sehr selten.

Es giebt schwarze, braune und weiße Bären. Ob das verschiedene Arten oder nur zufällige Verschiedenheiten der nämlichen Art sind, ist noch nicht ausgemacht.

Man hat da, wo er häufiger vorkommt, mancherlei Arten erfunden, den Bären zu fangen und zu tödten. Man macht große, tiefe Gruben, bedeckt sie oben leicht mit Aesten und Laubwerk, und stellt einen Kachel mit Honig mitten darauf. Der schwere Bär fällt dann durch die leichte Bedeckung herab. — Die Bauern in Sibirien haben eine lustige Manier. Sie stellen da, wo der Bär gewöhnlich durchgeht, auf einer Anhöhe starke Schlingen (Letsche) so hin, daß der Bär mit dem Kopfe hineinkömmt. Am andern Ende des Stricks ist ein schwerer Klotz (Dütschi) befestigt. Sobald der Bär die

Schlinge am Halse spürt, so fängt er an aus aller Macht zu laufen. Der Klotz hindert ihn, der Bär wird zornig über ihn, packt ihn mit den Vordertatzen und wirft ihn mit aller Kraft den Berg herab. Aber weil er den Strick am Halse hat, wird er selbst mit herabgerissen und fällt sich zu Tode. Der gescheide Leser denkt hier sicher: der Zorn macht auch die Menschen blind und dumm, daß sie sich selber ins Unglück stürzen! — Die Tartaren am Uralischen Gebirge haben viele Bienenstöcke in den Bäumen im Walde. Damit ihnen nun der Bär den Honig nicht stiehlt, haben sie folgende List ersonnen. Weit außen an einem starken Ast des Baumes hängen sie an Stricken ein Brett auf wie eine Waage. Mit einem leichten Strick wird dieses vor den Bienenstock gezogen und am Stamme festgebunden. Kommt nun der Bär hinauf, so findet er diesen Sitz bequem. Aber der Strick ist ihm im Wege, er reißt ihn los, und sogleich fährt der Sitz sammt dem Bären vom Stamme weg, entweder fällt nun der erschrockene Bär herunter und in die vielen spitzigen Pfähle, die im Boden befestigt sind, und ihn erstechen. Oder er bleibt sitzen, hängt in der Luft und wird herabgeschossen.

Vom Bären wird mancherlei gebraucht. Man kann das Fleisch essen, besonders sollen die Tatzen eine köstliche Speise sein. Man legt das Fleisch einen oder zwei Tage in kaltes frisches Wasser, ehe man es zum Kochen anwendet. Das Fett wird, wie die Butter, zu Speisen gebraucht. Man meint, es soll den Haarwuchs am Menschen befördern. Ob es wahr ist, weiß ich nicht. Wohl aber, daß vieles für Bärenfett ausgegeben wird, was es nicht ist. — Die Haut des Bären ist ein vorzügliches Pelzwerk. Man braucht sie als Decken, beschlägt Koffern und die Fußboden der Kutschen damit, macht Mützen, Handschuhe ꝛc. daraus.

Man hat über den Bären auch manche Fabel ersinnt. Denn es ist nur Fabel, daß der junge Bär als ein unförmlicher Fleischklumpe zur Welt komme, den dann die Mutter so lange leckt, bis ein Bär daraus wird! — Es ist nur Fabel, daß er der Kuh, die er angreift, die Glocke breit drückt, damit sie nicht lärme; daß er dem Jäger die Flinte aus der Hand reißt und abschießt u. dgl. Aber — Lügen ist eine leichte Kunst, und die Jäger sollen sie vorzüglich gut verstehen.

In unserm Lande hat der Bär einen kleinen Vetter. Das ist der Dachs. — Der ist ein Thier mit sehr niedrigen Füßen, die fünf Zehen haben, mit scharfen Nägeln, so daß der Dachs sehr geschickt in die Erde graben kann. Sein Fell ist rauhärig, schwarzgrau. Der Kopf der Länge nach schwarz und weiß gestreift. Der Dachs lebt gerne allein, verborgen und ist furchtsam. Seine Stimme gleicht der eines Schweines. Sie graben ihre Wohnung in den Wäldern unter die Erde, am liebsten gegen Mittag. Er macht dazu wenigstens zwei Eingänge, die oft dreißig Schritte aus einander sind, und zu einem geräumigen Platz führen, der Kessel heißt, vier bis fünf Fuß unter der Erde liegt und mit Moos, Farnkraut und Blättern ausgefüttert ist. Der Fuchs findet es nun viel bequemer, einem Paar Dachsen ihren Bau zu stehlen, als selbst einen zu bauen; und ich weiß nicht, ob er das von den Menschen oder ob diese es vom Fuchse gelernt haben.

Seine Nahrung sucht der furchtsame Dachs bei Nacht. Sie besteht in allerlei Wurzeln, Käfern, Heuschrecken, Schnecken,

Vogeleiern und jungen Vögeln, Mäusen, Fröschen, und im Herbste aus abgefallenem Obst und Weintrauben, auch frißt er besonders gerne gelbe Rüben, (Rübli). Er wird in dieser Zeit speckfett. Im Winter liegt er in seiner Höhle und verschläft die meiste Zeit. Die Frau Dachsin bringt Anfangs Frühling drei bis fünf blinde Junge zur Welt.

Man kann das Fleisch benutzen, wie vom Bären. Das Fett, dessen im Herbste oft einige Pfunde in einem Thiere gefunden werden, wird in Apotheken gekauft, auch sonst gebraucht, z. B. in Lampen, wo es schön und ohne Rauch brennt. Die Haut ist ein rauhes aber dauerhaftes Pelzwerk, dienlich zu Ranzen, Jagdtaschen, Fußsäcken u. dgl. Es giebt nur Eine Art Dachse, und wenn manche Hundedachse und Säudachse unterscheidet, so ist das nur Irrthum. Im Ganzen ist der Dachs wohl mehr nützlich als schädlich; und wenn man Jagd auf ihn macht, so ist's nur darum, daß man ihn wohl brauchen kann.

(Fortsetzung künftig.)

Einige Merkwürdigkeiten der Stadt Bern.

(Fortsetzung.)

Die Kirchen der Stadt sind folgende: 1. Die große Kirche hieß zur katholischen Zeit das Sankt Vinzenzen Münster, weil dieser Heilige der Schutzpatron von Bern war. Bei der Erbauung der Stadt hatte dieser keine eigene Pfarrkirche, sondern war nach Köniz kirchspännig. Nur eine kleine Kapelle stand in der untern Stadt; wahrscheinlich an der Matte, am Teich, worin dann ein Kornhaus war und später eine Knabenschule errichtet ward. — Die Erlaubniß, eine eigene Kirche zu bauen, erhielt Bern vom Bischof von Lausanne 1232. Das ward aber nur ein geringes Gebäude. Der erste Stein zu der jetzigen so herrlichen Kirche ward den 11. März 1421 gelegt. Es ist Schade, daß der schöne Thurm nicht ganz vollendet ward. Auf jeder Seite ist eine künstliche Schneckenstege, jede hat 251 Tritte, jeder 8 Zoll hoch. Obenher noch 12 Tritte bis auf den Wendelstein, macht 263 Tritte, thut 175 Werkschuh. Glocken hängen in diesem Thurm 9, wovon die größte über 200 Centner, der Schlägel (Kalle) über 7 Centner wiegt.

In der Kirche ist eine sehr große und schöne Orgel. Im Chor sind sehenswerth: 1) die alten Chorherrenstühle, über denen die Bilder der Apostel und Propheten in Holz geschnitzt sind. 2) Die schönen Glasmalereien in den Fenstern. 3) Das messingene Schlußstück mit dem Vogel Phönix, das zu oberst auf den Thurm kommen sollte, wenn er vollendet worden wäre. 4) Die Sakristei und in derselben die burgundischen Alterthümer, Meßgewänder, Ornamente, große gestickte Teppiche u. s. w.

Auswendig an der Kirche, beim Haupteingange unter dem Thurme ist oben das jüngste Gericht in Stein sehr künstlich ausgehauen, und unten die klugen und thörichten Jungfrauen.

Merkwürdig ist auch auf der Mittagseite der Kirchhof, die sogenannte Plateform. Es ist ein schöner und kühner Bau; tief unten herauf auf dreien Seiten aufgemauert und oben mit Schattenbäumen und Spaziergängen besetzt. Dieses Werk ward 1334 zu bauen angefangen. An einer Seite geht eine lange Stege hinab an die Matte mit

180 Tritten. Ueber diese hohe Mauer stürzte 1654 ein Student, Theobald Weinzäpfli, herab. Er kam in die Insel, ward kurirt und starb als Pfarrer von Kerzers 1694.

II. Die welsche Kirche. Sie steht hinter dem großen Kornhause, und war ursprünglich die Kirche der Dominikaner- oder Predigermönche, deren darangebautes Kloster jetzt die Kaserne ist. Es ist ein hohes, altes Gebäude. Auf dem Dache sitzt ein kleines Thürmlein mit einem einzigen kleinen Glöcklein. Sie soll 1265 oder 1269 zu bauen angefangen worden sein. Hier war es, wo die Mönche das schändliche Spiel mit dem Jetzer trieben. 1623 ward diese Kirche dem damals zuerst erwählten französischen Prediger angewiesen, und heißt seitdem die welsche Kirche. Sie hat auch eine schöne Orgel.

III. Die Nydek-Kirche. Sie steht unten in der Stadt, oben am Stalden. 1494 ward sie gebaut, auf dem Platz, wo zuvor ein Jagdschloß des Herzogs von Zäringen gestanden, welches Nydek hieß. Der Thurm hat einen hohen und spitzigen Helm. Auch ist eine Schlaguhr darin und zwei Glocken. Nach der Reformation ward diese Kirche lang nicht gebraucht, bis 1566 zum Besten des untern Theils der Stadt und der um die Stadt herum Wohnenden der Gottesdienst wieder eingerichtet ward. 1568 im Christmonat verbrannte der Helm durch Unvorsichtigkeit des Nachtwächters.

IV. Die Spitalkirche, eigentlich Kirche zum heiligen Geiste, vom Landvolk gemeiniglich die neue Kirche genannt, steht zu oberst in der Stadt, zunächst beim Christoffelthurm. Hier stand ehedem ein Kloster der Bruderschaft zum heiligen Geist, das bei der Reformation in einen Spital verwandelt wurde, woher dieser Kirche der Name kam. Nach der Reformation blieb sie auch eine Zeit lang verschlossen und ward 1604 wieder eröffnet, aber erst 1721 zu einer eigentlichen Pfarrkirche gemacht. 1722 ward die alte Kirche abgebrochen, und die jetzige so schöne Kirche gebaut, die darum die neue Kirche heißt.

Vor der Reformation waren noch andere Kirchen in der Stadt, von denen aber jetzt nichts mehr vorhanden ist. Einzig steht unten an der alten Post noch ein Gebäude, ehemals das Sankt Antonier Haus genannt, 1494 erbaut, aber nach der Reformation zu einem Kornhause gemacht.

Das Kloster. So hieß das Gebäude, in dem zum Theile die Hochschule jetzt steht. Es war ursprünglich das Kloster der Franziskaner- oder Barfüßer-Mönche, deren Kirche da stand, wo jetzt die Schule ist. Nach der Reformation ward im Kloster die Akademie errichtet; eine Anstalt zur Bildung der Geistlichen. Hier hatten einige Studirende freie Kost und Wohnung. In einem Flügel des Gebäudes war ehedem die Bibliothek, da wo jetzt der Antikensaal ist, der Bilder von Gyps enthält, nach denen junge Maler studiren und zeichnen.

Der Käfigthurm steht oben am Weibermarkt und war einst das obere Thor der Stadt; rechts und links standen die Ringmauern, daher die da gebauten Häuser, die jetzt im Käfiggäßli heißen, noch lange nachher „an der alten Ringmauer“ genannt wurden. In diesem Thurm und dem daranstoßenden Gebäude sind die Gefangenschaften. 1711 ward hier ein Gefangener vom Wetter erschlagen.

Das Klösterli vor dem untern Thor war einst die Wohnung der sogenannten Be-

ginen, einer Art geistlicher Frauen, die aber oft sehr ungeistlich lebten. Nach der Reformation ward es den Ordensleuten, die man mit einem Leibgeding abgedankt hatte, eingeräumt. Jetzt ist's eine Pintenschenke.

Das Kaufhaus, wo die Waaren umgeladen und versendet werden, war sonst mitten in der Stadt, im jetzigen Postgebäude. Seit 1831 ist es außer die Stadt, in das ehemalige äußere Zeughaus verlegt worden und das alte Haus zur Post gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

Furier, ein Unteroffizier bei einer Compagnie Soldaten, der für die Quartiere u. dgl. zu sorgen hat.

Füsilier, vom französischen Worte Fusil, welches ein leichteres Schießgewehr bedeutete. Daher Füsilier ein Soldat mit leichtem, wie Musketier ein Soldat mit einem schwereren Gewehr.

Gala, festliche Kleidung.

Galan, ein Liebhaber, ein Schatz, wie die Mädchen sagen und suchen.

Galant, eigentlich artig, höflich; und weil die Verliebten gerne so thun, so heißt ein Mensch, der überall Liebeshändel anfängt, ein galanter Mensch.

Galanterie, heißt demnach eigentlich Putz- und Schmucksachen. Uneigentlich aber Liebeshändel.

Galeere, ein Schiff mit niedrigem Borde und vielen Rudern, die durch dahin verurtheilte Verbrecher, Galeeren-Sclaven, in Bewegung gesetzt werden. Eine Art Schellenwerk auf dem Meere.

Galimathias, krauses, verwirrtes Gerede, worin alles durcheinander geworfen wird, so daß man am Ende nichts davon begreift.

Die Gallerie, ein langer zierlicher Gang, vorzüglich ein bedeckter; ein Saal, der mehr lang als breit ist. Sind Gemälde darin ausgestellt, so heißt er eine Gemälde-Gallerie. Eine Gallerie berühmter Männer ist ein Buch, worin solche Gelehrte beschrieben, wohl auch abgebildet sind.

Der Galopp, der schnellste Gang eines vierfüßigen Thieres, wobei es beide Vorderfüße zugleich und dann beide Hinterfüße zugleich aufhebt.

Die Gardine, ein Vorhang, Umhang, z. B. am Bette.

Die Gaze (sprich Gase), ein Zeug von sehr feinem durchsichtigem Gewebe.

Der Geck, ein alberner Mensch, der sich viel einbildet, und schön thun will.

Die Genealogie, griechisch, sowohl ein Geschlechtregister, wie z. B. Mathäi I. Aber auch die Wissenschaft, die sich mit der Erforschung solcher Geschlechtsregister beschäftigt.

General, als Eigenschaftswort, heißt allgemein, z. B. eine Generalkarte von Europa, zum Unterschied einer Spezialkarte z. B. vom Kanton Bern. Ist General ein Hauptwort, so bedeutet es einen obersten Befehlshaber im Kriege.

Die Generation, die von einem Stamme herkommenden Menschen. Auch die Menschen in einem bestimmten Zeitraume. Z. B. die jetzige Generation bedeutet die jetzt lebenden Menschen.

Das Genie (sprich Schenie mit dem Ton auf i), die natürliche geistige Anlage

eines Menschen, z. B. er hat viel, wenig, gar kein Genie; er hat viel Genie für Musik u. s. w. — Der Mensch ist ein Genie, heißt: er ist ein ausgezeichneter Kopf. Man nennt auch Genie als Wissenschaft der Mathematik, Geometrie, Mechanik u. s. f.; und so macht das Genie eine eigene Abtheilung der Militärwissenschaft.

Geniren (scheniren), hindern, beschwerlich oder lästig, im Wege sein. Unschenirt ist ein Mensch, der mit andern nicht viel Umstände macht. Wer das aber nicht wohl versteht, wird grob und unhöflich.

Geographie, aus dem Griechischen, Erdbeschreibung. Geograph, einer der diese Wissenschaft wohl versteht.

Geometrie, griechisch; Erd- oder Feldmeßkunst. Geometer, der diese Kunst versteht.

Die Glorie, Ruhm, Herrlichkeit. Glorios, alles Rühmens voll.

Eine Glosse, kurze Auslegung schwieriger Stellen eines Buches. Auch kurze heimliche Bemerkungen über andere.

Eine Gondel, eine kleine Art Schiffe, wie sie im Venedig üblich sind. Der Schiffmann heißt Gondelier.

Gothisch, heißt, was nach Art und Weise der Gothen gemacht ist. Diese waren ein Volk, das im fünften Jahrhundert in Italien einen ganz andern Geschmack, z. B. in der Baukunst, aufbrachte.

Der Granat, ein Edelstein, der gemeiniglich eine dunkelrothe Farbe hat. Wir heißen sie „Granetli" und man trug ehedem Halsbänder davon.

Die Granate, eine hohle Kugel oder ein Gehäuse, das mit Pulver angefüllt und geschossen wird, z. B. mit Haubitzen. Daher Granadier, oder nach der französischen Aussprache Grenadier, weil diese ehedem aus Handmörsern kleine Granaten schossen.

Granit, ein Stein, der gemeiniglich aus drei andern, nämlich aus Quarz, Spath und Glimmer zusammengesetzt und sehr fest, hart und dauerhaft ist. An der Grimselstraße finden sich ganze Felsen davon.

Grazie, Anmuth, Lieblichkeit, daher graziös, lieblich.

Die Grimaße, seltsame Verzerrung des Gesichtes, ein Grännigesicht.

Grotesk, unnatürlich, seltsam, besonders in der Malerei.

Die Gruppe, Zusammenstellung mehrerer Menschen, Bäume u. dgl.

Das Gummi, ein Harz, das von selbst aus gewissen Bäumen, z. B. Kirschbäumen, schwitzt. Es giebt viele Arten.

(Wird fortgesetzt.)

Ueber den Flug der Vögel.

„Es ist nichts schöner als das Fliegen der Vögel" sagte mir einmal ein Herr, der mit mir auf der Straße ging, als wir einen Habicht sahen, der rings herum flog und immer höher stieg, die Flügel wenig bewegte und in der Luft schwamm, wie ein Fisch im Wasser. Und da der Bote sehr gerne über solche Dinge sich belehren läßt, so bat er den Herrn ihn darüber zu berichten. — Ja, sagte der Herr, es ist merkwürdig, mit welcher Leichtigkeit der Vogel sich von einem Orte zum andern bewegt, den ganzen Tag herum fliegt und nicht müde wird. Sie steigen in eine solche Höhe in der Luft, wo kein Mensch es aushalten könnte; sie fliegen von einem Berge hinaus, wo unter ihnen eine Tiefe von vielen tausend Fuß ist, und werden nicht

schwindlich (trümlig). Seht da, der Habicht ist so hoch gestiegen, daß wir ihn fast gar nicht mehr sahen. Nun verliert sich ein Körper erst dann aus unsern Augen, wenn er 3436 Mal seine Größe von uns entfernt ist. Nehmen wir nun an, daß der Habicht mit seinen ausgebreiteten Flügeln drei Schuh mißt, so ist er jetzt 10,308 Fuß hoch über uns. So hoch sind kaum die Wolken. Und so kann z. B. ein Adler gar leicht durch die Gewitterwolken und über dieselben hinauf steigen in den hellen ruhigen Himmel.

Eben so merkwürdig ist die ungeheure Geschwindigkeit, mit welcher ein Vogel fliegt, und worin er alle andern Thiere übertrifft und dabei auch viel länger aushält als sie. Ein Pferd z. B., wie sie in England mit großer Kunst und Mühe zum schnellen Rennen abgerichtet und erzogen werden, kann in sechs oder sieben Minuten eine Meile zurücklegen. Aber das ist etwas Außerordentliches, und bald würde das Pferd ermüden. Man hat aber berechnet, daß ein Vogel 750 Klafter Weges in einer Minute zurücklegen kann, ohne sich übermäßig anzustrengen. Er kann also ganz bequem täglich 200 Stunden in 10 Stunden zurücklegen, und dazwischen ruhen. Zu einer Wegstunde von 18,000 Fuß bedarf also ein Vogel 4 Minuten.

Da sagte ich, das ist wunderbar, und man sollte nicht meinen, daß es möglich wäre. Aber der Herr sagte: wunderbar allerdings, aber Gott ist kein Ding unmöglich; er hat darum den Vogel auch so eingerichtet, daß er fliegen kann. Vorerst ist das Beingerüst dieser Thiere gar viel leichter, als das der vierfüßigen. Dann sind im Vogelkörper eine Menge Luftbehälter vertheilt, die abermal zur Leichtigkeit beitragen. Weiter ist sein Körper so gebaut, daß er mit dem spitzigen Schnabel vorn am Kopfe leicht die Luft durchschneidet. Vorzüglich aber sind es die Federn, mit denen der Vogel bekleidet ist, die auch viel Luft fassen und die damit versehenen Arme, d. h. die Flügel, mit denen er die Luft schlägt und seinen Körper in Bewegung setzt. Die Flügel sind seine Ruder und der Schwanz sein Steuer.

Lieber Herr, sagt' ich, ich weiß nun, was der Herr meint, wenn er sagt: achtet auf die Vögel des Himmels; wahrlich auch an ihnen thut Gott Großes! Aber wolltet ihr mir das nicht ein wenig aufschreiben? Das hat der Herr gethan, und so weißt du, Leser, woher der Bote seine Weisheit hat.

Sonderbares Geschenk.

In einer Stadt in Frankreich lebt ein geschickter Maler, der zugleich ein fröhlicher und freundlicher Mann ist. So war man auch heiter und freundlich mit ihm; denn wie man in den Wald schreit, so tönts wieder heraus. Da wollte der Mann seinen Dank bezeugen, malt ein großes schönes Gemälde und gibts der Stadt zum Geschenke. Da war große Freude in der Stadt. Das Gemälde wird auf dem Rathhause aufgestellt. Die Rathsherren sitzen zusammen und berathen sich: wie wollen wir dem Maler wieder danken?

Und endlich nach langem Sitzen
Viel Reden, Rathen und Schwitzen
Und manchem pour, contre und mais,
Beschließen die Herren in corpore

ein schönes Danksagungsschreiben an den Maler, worin am Ende steht, daß die Stadt ihm unentgeltlich — etwa ein eigenes

Haus baut? O nein! — aber ihm einen Platz auf ihrem Todtenkirchhofe anweist! — Der Maler lacht! Schickt dem Rath auch eine Danksagung, bittet aber um Erlaubniß, noch lange keinen Gebrauch von ihrem Geschenke machen zu dürfen! — So gescheid wie diese Rathsherren, war auch

jener Gratulant,

der dem neuerwählten Herrn Schultheißen zu seinem Amte Glück wünschte, und sagte: „es würd mi dwüß freue, wenn my Wenigkeit dem dnädi Her chönt bedient sy!“ Wer seid ihr denn, fragte der Schultheiß? „Dnädiger Her! i bi der Todtedräber!“ Da lächelte der Schultheiß gutmüthig und sagte: „ich hoffe eure Dienste sobald noch nicht zu brauchen! Erschrocken sagte der gute Mann: „Der dnädid Herr well verzieh! I bi de süst no ne Tismacher! —“

Prophezeihung rückwärts.

Der Bote hat schon so oft vor dem Wahrsagen und Prophezeihen gewarnt, und prophezeiht nun selber! Ja, aber er macht's umgekehrt! Hier eine Probe! Wenn sonst der Kalendermacher — denn der ist ein ganz anderer, als der Bote, zuversichtlich prophezeihte, d. h. voraus sagte: Kinder in diesem Zeichen geboren, werden so und so: — so will der Bote umgekehrt sagen: Menschen, die so oder so sind, die sind in diesem oder jenem Zeichen geboren.

Benz weiß nicht, daß er ein dummer Schöps ist; aber andere Leute wissen es recht gut! Er weiß nicht, daß er Hörner trägt, und daß anderer Leute Kinder aus seinem Fenster gucken; aber seine Frau weiß es, und der Notarischreiber Ypsilon auch. Benz weiß nicht, wie er nach und nach kahl geschoren wird: aber die Rechtsagenten u. dergl. wissen das wohl. Benz ist halt im Widder geboren.

Der reiche Dickbauch dort, der fast das ganze Dorf im Sack hat, weil ihm fast alle schuldig sind; der darum so gegen den Zehnten brüllet, weil er lieber gar nichts giebt; der überall dreinfährt „wien e Muni ine Chrishaufe“, der alles erzwängen will nach seinem Kopf, und geht's nicht, alles niederwirft. — O! der ist sicher im Stier geboren.

„Es ist doch nüt styffers, als wie Hans und Benz mit enandre lebe. Geng gut Fründ, nie kei Stryt, geng Frieden u Liebi!“ So erzählte mir einer. Und ich sprach: das sind die rechten Zwillinge, die in Herz und Sinn mit einander übereinstimmen! „Ja! Aber si sy nit im glyche Zeiche gibore!“ Das Zeichen thut's eben nicht, sondern das Herz! Und es könnte noch viele solche Zwillinge geben, wenn die Leute wollten.

Oha! Meister S..! Ihr feiert lieber als ihr feilet! Ihr scheuet die Werkstatt und schauet das Wirthshaus an! — Ihr greift lieber nach einer Hamme, als nach einem Hammer! Sehet lieber ein Kartenspiel, als der Arbeit viel! Euer weniges Eisen ist nicht gekauft in des Tages Stunden, sondern unverloren des Nachts gefunden. O! Meister, wenn ihr auch nicht im Krebs geboren seid, so seid ihr doch im Krebsgang; denn es geht hinter sich mit euch.

's ist doch schad um üse Schärer! „Z' Zyten ist er so frein, so fründlich, so vernünftig; und z' Zyten chan er

taubele und brüle, und thut as wet er grad alls fresse! I cha mi nüt uf ihn verstah!" Hm! Was gilts! Der ist im Leu geboren! Das ist auch ein edles Thier, wird leicht zahm und ist dann gutmüthig! Bis man ihn zornig macht! Dann ist er fürchterlich. Aber freilich! Ein vernünftiger Mensch sollte nie thun wie ein wildes Thier!

Jungfrau heißt eigentlich eine junge Frau, und deren giebts viel! Auf dem Lande heißt es eine Magd, und deren giebt's auch viel! In der Stadt heißt's eine unverheirathete Weibsperson, und deren gibts überall mehr als ihnen selber lieb ist. Jungfrau ist aber auch ein keusches durchaus reines Mädchen, das nie nur etwas Unreines gedacht hat. Am Himmel ist nur Eine dergleichen!

„Es ist doch ein Elend, wie so viele Krämer jetzt zu Grunde gehen. Alle Augenblick muß ich an einem verlieren. So klagte ein großer Handelsmann. Ja, sagt' ich, die Narren meinen, sie seyen alle in der Wage geboren, und darum zum Handeln geschickt! Aber die rechte Wage, die Wage der Vernunft fehlt ihnen; sonst fingen sie nicht etwas an, das sie nicht verstehen. Sie würden nicht allzumal Herren sein wollen, sondern lieber sich von ihrer Hände Arbeit nähren, und es dann gut haben.

Scorpione giebts nur in heißen Ländern! Aber in unserem Lande sind doch viele in diesem Zeichen geboren. Die Klappermäuler und Zungendrescherinnen, die alles von Haus zu Haus tragen und Unfrieden stiften. Die Lügenmäuler, die Böses über andere ersinnen, wenn sie nichts wissen. Die Lästerzungen, die nichts als tadeln, richten, lästern und verdammen! Die Boshaften und Feindseligen, die ihr Gift in allen Zeitungen ausspeien. Die alle sind mit ihren giftigen Zungen in dem giftigen Zeichen des Scorpions geboren.

Ey! Meister Dingelari! Warum so selten daheim in der Werkstatt?" Ich geh auf die Schützenmatt!" Warum mehrere Wochen im Jahre abwesend? „Ich war am Schießet zu A. B. C. D!" — Aber derweile hanthieren die Gesellen wie sie wollen; machen blau am Montag, grün am Dienstage, Schlampampi am Mittwoch, laufen auf den Markt am Donnerstage, und hauen Holz in die Spähne nach Belieben! Ihr, Meister, habt derweile viel Geld verthan, kommt leer wieder an, habt viel verschossen, und am End gehts verdrossen! Denn ein Jäger und ein Schütz — thut manchen Gang unnütz.

Ich weiß nicht was den Leuten heut zu Tage ist! Alles will hoch hinauf und oben aus; und kömmt man ihnen in den Weg, oder will sich vor den Großhansen nicht bücken, so kriegt man Rippenstöße!" So klagte mir ein Schulmeister! Versteht sich — ein alter! Je nun! sagt ich — so sind sie im Steinbock geboren! Der will auch immer zu oberst in den Bergen seyn, und hat gewaltige Hörner, mit denen er gewaltig stößt; und macht gar gewaltige Bocksprünge; eben weil er ein Bock ist.

Der Wirth — vielleicht mehr als nur der in B... ist ein feiner Mann: höflich mit der Gastig, aufwärtig u. s. w. Nur wollen gewisse Leute behaupten, der Wassermann regiere in seinem

Keller, wenn er schon in einem andern Zeichen geboren ist.

„En Gonig! Es nimmt 'mi nume Wunder, wie's o der Köbel macht, dä ondigs Schelm! Er beleidigt all Lüt, bschyßt all Lüt, faht mit Alle ungrechti Prozeß a! u meint me jez hets ne einisch, so chan dä ondigs Bueb wieder etwüsche!" Nun! Der ist wohl im Fisch geboren, daß er Allen so glatt aus den Händen entschlüpft. Aber Geduld! Endlich bleibt der glatte Fisch doch am Angel hängen, und Köbel kommt in's Schellenwerk!

„Eh bien!" sagt das hübsche Kammermettli da unten: „Wenn ihr könne alli Lüt säge i weli Zeiche si gebore sy, dites moi aussi i weli Zeiche bin i gebore moi même?" Schöne Jungfer, sagt der Bote, es sind viele Leute in einem Zeichen geboren, das nicht am Himmel steht. Davon sprechen wir aber ein andermal!

Sonderbare Hochzeit.

Daß es beim Heirathen manchmal sonderbar zugeht, das lehrt die Erfahrung. Daß oft aber die Hochzeitleute sonderbar sind, davon erzählt jetzt der Bote.

Am 25. Christmonat 1839 wurde in Frankreich eine Ehe eingesegnet, wo zwei gar junge Leutlein zusammen kamen; nämlich ein Mann von 70 Jahren, der schon Urgroßvater ist, aus seiner ersten Ehe 5 Kinder hat, die alle verheirathet sind, und ihm schon 32 Enkel und Enkelinnen geschenkt haben. Die Frau ist nur zwei Jahre jünger, hat 4 Töchter und 2 Söhne, und 27 Großkinder. Da war eine Hochzeitgesellschaft von zweiundsiebenzig Personen, nur Aeltern und Kinder! — Nun! Nun: Gsegott!

Ein Ditto auf andere Manier.

Wann? vor gar langem! Wo? — das sag' ich nicht! — war ein Ehepaar zu kopulieren, wo der Bräutigam nur ein Auge hatte und die Braut auch nur eins. Das schickte sich nun schon gut zusammen. Aber daß auch der Sigrist nur ein Auge hatte, das war zu viel, wenn's schon für ihn selber zu wenig war. Aber daß nun gerade noch ein Hülfsprediger berufen wurde, der auch nur ein einziges Auge mitbrachte, das war vollends ein Unglück! — Es trifft sich doch manchmal wunderlich mit dem Heirathen! Das meinte auch der Joggeli, der mir einmal erzählte: „däich doch wies mir gspäßig gangen ist, won i ha gwybet. Ig u my Frau heis mit em Hochzyt uf e glyche Tag breicht, u i die glychi Chilche."

Der Löwe und der Fuchs.

Zum Löwen sprach der Fuchs: Ich muß
Dir's endlich doch gesteh'n; mein Verdruß
Hat sonst kein Ende.
Der Esel spricht von dir nicht gut.
Er sagt: was ich an dir zu loben fände
Das wiß er nicht! Dein Heldenmuth
Sei zweifelhaft; du gäbest keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit;
Du würgetest die Unschuld, suchtest Streit.
Er könne dich nicht lieben und nicht loben.
Ein Weilchen schwieg der Löwe still.
Dann sprach er: Fuchs, er spreche, was er will.
Denn, was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht.

*

Wenn dich, mein Freund, die Lästerzungen stechen
So mußt du ruhig seyn und wie der Löwe sprechen.

Das Gespenst.

Das Gespenst.

(Siehe die Abbildung.)

Ihr, die uns den alten Glauben
An Gespenster wollet rauben,
Die sogar, mit frechem Mund,
Selbst den Teufel läugnen: — kund
Sey euch allen, Mann und Frauen
Was ich sah mit Schreck und Grauen.

Fest im Wirthshaus sitzt der Peter!
Schon wird's spät und immer später;
Denn der Wein schmeckt gar zu gut;
Und im Weine sucht er Muth
Heimzukehren, ganz alleine
Durch die Nacht, im Mondesscheine.

Denn in später Nächte Stunde
Halten Geister ihre Runde.
Hier, am Moos, ein Irrlicht scheint;
Dort am Holz ein Kindlein weint.
Und das Heer der bösen Geister
Ist auf jedem Kreuzweg Meister.

„Geh nicht, Peter!" — Doch, voll Muthes
Hört er nicht! Er wagt's. Er thut es!
Keck tritt er hin in die Nacht;
Wandelt lustig; plaudert, lacht,
Tanzt und pocht mit frechem Munde
Laut, selbst in der Geisterstunde.

„Heh! Heraus ihr Poltergeister!
„Kommt nur! Hier ist euer Meister!
„Teufel! Ohne Schreck und Graus
„Fordr' ich selber dich heraus.
„Komm nur her, darfst du es wagen!
„Hier mein Stock soll dich erschlagen!"

Peter! Peter! Nicht gefrevelt!
Wiß', die Hölle ist geschwefelt;
Nur ein Funke — denk daran! —
Zündet hell die Flammen an.
Peter! Peter! Laß dich warnen
Und vom Bösen nicht umgarnen.

Doch ein Mensch in trunk'nem Muthe
Fasset nimmermehr das Gute.
Und so trabt er lästernd fort,
Bis an den beruf'nen Ort
Wo mit Schrecken und mit Grauen
Sich ein Riesengeist läßt schauen.

Auf dem Kreuz von zweien Wegen
Tritt er Petern jetzt entgegen;
Hoch und groß mit langem Haar
Stellt er sich gar gräulich dar;
Und mit ausgestreckten Armen
Droht er Petern ohn' Erbarmen.

Horch! in seines Zornes Grimme
Ruft er ihm mit hohler Stimme:
„Peter! stell' dein Rufen ein!
„Hier bin ich, und du bist mein.
„Laß nun sehn! Darfst du es wagen."
„Mit dem Stock mich zu erschlagen."

Zitternd, gleich dem Laub im Winde,
Wird der Frevler jetzt zum Kinde!
Hin ist Trotz und Heldenmuth!
Ihm entfällt der Stock, der Hut;
Stammelnd: „alle guten Geister
„Loben ihren Herrn und Meister."

Doch der Geist, fest sonder gleichen,
Will dem Sprüchlein gar nicht weichen.
Petern stockt im Leib sein Blut!
Hin ist all sein frecher Muth!
Schreck und Angst hätt' ihn getödtet,
Hätt' der Bot ihn nicht errettet.

Wenn, liebe Leser, ihr auf meine Worte achtet,
Und ruhig dann dazu das Bild betrachtet
So sprecht ihr ganz getrost: der Geist — Oho!
Ist ein Wegweiser nur, bekränzt mit Bohnenstroh.
Und was den frechen Mann hier so zum Narren macht,
Das ist, wie überall, zu vielen Weines Macht.
Drum gilt die Warnung hier: Wer Schand und Spott will meiden,
Der trinke mäßig und bescheiden.

Etwas von der Buchdruckerkunst.

Der Leser weiß aus den Zeitungen, daß im vergangenen Jahre 1840 die Buchdrucker an manchen Orten ein großes Fest gefeiert haben, weil vor vierhundert Jahren die Buchdruckerkunst erfunden ward! Nun wissen die gescheiden Leute gar wohl, was das für eine herrliche Kunst ist. Aber so wie ein Kind sein Stück Brod ißt, und denkt nicht weiter als an die Tischdrucke, aber nicht an alles das, was geschehen mußte, ehe das Brod da war; so nimmt mancher ein Buch in die Hand, und denkt auch nicht weiter, als an den Buchbinder, bei dem er es gekauft hat! — Der Bote, der in allen Künsten erfahren ist, will jetzt darüber berichten.

Ehe der Druck erfunden war, wurde alles nur geschrieben. Nun begreift jeder, daß das langsam, mühselig und kostspielig zuging, wenn auch nur ein kleines Buch einige hundert oder tausend Male abgeschrieben werden sollte. Der Kalender z. B. würde viel mehr Duplonen kosten, als er jetzt Batzen kostet. Drum dachten die Leute auf etwas anderes.

Zuerst kamen die sogenannten Briefdrucker. Brief aber nannte man alles Beschriebene oder Bedruckte, was nur kurz war, von dem lateinischen Worte breve, kurz; so wie Viele noch jetzt allen bedruckten Zedeln und Helgen Briefe sagen. — Diese ersten gedruckten Briefe waren Bilder, z. B. von einem sogenannten Heiligen, mit einigen Linien deutsch oder latein. Es waren Holztafeln; in diese war Bild und Schrift so eingeschnitten, daß um die Figur das Holz weggeschnitten war, und das Bild erhöht blieb. Dieses wurde geschwärzt, das Papier darauf gelegt und hinten gerieben. Es waren also Holzschnitte, wie die Bilder im Kalender. — Da lag die Druckerkunst noch in der Wiege! — Man konnte immer nur die nämliche Tafel, oder gesetzt auch einige die zusammen gehörten, drucken, aber keine ganzen großen Bücher. Denn man konnte die Tafeln nicht auseinanderlegen und anders zusammensetzen.

Jetzt kam ein kluger, erfindrischer Kopf auf den Gedanken, wie viel bequemer das wäre, wenn man alle Buchstaben einzeln hätte, nach Belieben zusammensetzen, Worte, Linien, ganze Seiten damit drucken, sie wieder auseinander nehmen, anders zusammensetzen, und so mit den nämlichen Buchstaben alles Mögliche drucken könnte! Er ging frisch daran, schnitt für jeden Buchstaben hölzerne Stempel, die hatten hinten ein Loch, durch das ward eine Schnur gezogen, womit ganze Wörter und Zeilen zusammengebunden wurden! Das war die erste Erfindung zum Bücherdruck.

Und wer war nun der gescheide Kopf, aus dem diese wichtige Erfindung hervorging? Viele Städte, Mainz, Straßburg, Harlem, Bamberg u. a. m. streiten sich um

die Ehre, daß diese große Kunst von einem ihrer Bürger erfunden sey. Denn wenn sie gleich nichts dazu thaten, so wollen sie doch eine Ehre darin haben! So hat seiner Zeit, als der General Bonaparte in den Zeitungen so viel Wesens machte, auch einer aus dem Lauperswylviertel sich gar damit gemeint, als ihm Jemand den Bären aufband, Bonaparte heiße eigentlich Guttheiler und sey im innern Viertel daheim! —

Die meisten Stimmen der Gelehrten kommen nach genauer Prüfung darin überein, der Erfinder des Druckens mit beweglichen Buchstaben sey Johann Gensfleisch, von Mainz, von seinem Wohnhause Guttenberg genannt, und ihm sind darum schöne Denkmäler aufgerichtet worden.

Mit seiner Erfindung war nun das Eis gebrochen, und die Vervollkommnung war schon viel leichter. Ein reicher Mainzer, Johann Fust, sah die Wichtigkeit der Sache klar ein; er vereinigte sich mit Guttenberg und schoß das Geld vor, das diesem fehlte, der darum auch einen drückenden Akord sich mußte gefallen lassen. — Bald vereinigte sich ein dritter mit ihnen, Peter Schöffer, und der machte nun in der Vervollkommnung der Kunst so gewaltige Fortschritte, daß Fust, um diesen geschickten Mann ganz für sich zu gewinnen, ihm seine Tochter zur Frau gab. Schöffer, ein kunstreicher Schreiber, machte nun viel schönere Buchstaben, erfand die Kunst, sie aus Metall zu gießen u. dgl. Jetzt suchte Fust mit Guttenberg zu brechen. Er forderte auf einmal seine Vorschüsse zurück, fing einen ungerechten Prozeß mit ihm an, und Guttenberg, der Erfinder, mußte all sein Werkzeug zurücklassen, und Fust und Schöffer fuhren nun fort, die Sache immer zu vervollkommnen. Dieser Fust ist der nämliche, der unter dem Namen: Doktor Faust, bekannt, und wegen der über ihn ersinnten Fabel und Komödie so berühmt ist.

Jetzt ist die Kunst über die ganze Welt verbreitet. Es wird in allen Ländern und in allen Sprachen gedruckt, und es ist ungeheuer, wie durch den Bücherdruck die menschlichen Kenntnisse vermehrt, vervollkommnet und verbreitet werden! —

Aber ach! hier seufzt der Bot;
Wollte doch der liebe Gott;
Daß die große edle Kunst
Nicht zu leerer Worte Dunst,
Nicht zu Hader, Zank und Streit,
Lüge, Ungerechtigkeit,
Nicht zum Bösen, Sünd und Schand
Wie so oft, würd' angewandt.

Der Winter.

Es chunt en alte Ma derhar;
Het Asch im Bart unt Schnee im Haar;
Er luegt so suur u bitter dry
As chönnt er nimme lustig sy.
U gsehst ne du dur d's Land y ga,
So chunt di gwüß e Tschuder a.

Er schlycht derher i dunkler Nacht.
U bist du z'mondrist de erwacht,
So chast de z'ringsum nüt als Schnee
Uf Berg u Thal u Matte gseh.
U mußt du notti de vo Hus
So chunste dry, es ist e Grus.

Ufründlich ist er; 's het ken Art
Wie n er mit Land u Lüt verfahrt.
Er achtet nüt, u schonet nüt!
Vom Berg vertreibt er d' Chühjerlüt;
Chunt er i ds Thal, so ist scho lang
Vor ihm verstummt das Vogelgsang.

Die arme Thierleni! Sie flieh!
Dä bös Ma soll sie nit ebsieh.
U die wo blybe thüe so gnue.
Si früre ohni Strümpf u Schuh;
U lyde Hunger! Los, du Ma,
Chunt di de nit es Duuren a?

Nei! Won im Feld un uf der Heid
Im schöne Schmuck es Blüemli steit;
Er chuchets a se n isch es hi,
Me weis nit won es eh ist gsi.
U Chrut u Gras u ds Laub am Baum
Verschwindet vor ihm wie n e Traum.

Wie chlage doch die arme Lüt!
„Der Winter ist e harti Zyt.
„Schier kei Verdienst, u chalt derzu.
„Me cha nit Holz gnue zueche thue;
„Für d' Chindleni schier nit gnue Gwand."
Es ist Ei Chlag im ganze Land.

Los, alte Ma! Häb o Verstand,
U machs doch nit so unerchant.
Denk doch o — a die arme Lüt. —
Ah Bah! Er achtet myner nüt.
Er lachet numen ab mym Bricht,
U blost zum Dank mir Schnee i ds Gsicht.

Des Boten Klaglied.

Der armen Tröpfe ärmster Tropf
Ist doch der alte Bote!
Das Wasser geht mir über'n Kopf!
Ich bin nicht weit vom Tode.
Zwei Herren dienen kann man nicht;
Mich ein halb Tausend wohl anficht.
Und fehl ich gegen Einen
Giebt's Rippenstöß zum Weinen.
Da will die hochgelehrte Zunft
Der Schrift- und Bücherfresser
Ich soll Kunst, Wissenschaft, Vernunft
Dozieren, als Professer!
„Geschichte! Nein Geographie!
„Physik! Nein Landökonomie!
Der dieß und jener jenes,
Und jeder etwas Schönes.

Der will mich fromm, voll Gravität,
Gleich geistlichen Postillen;
Doch ach! so mancher andre fleht:
„Bleib weg mit solchen Grillen!"
Der will nur Ernst, und der nur Scherz;
Der für den Kopf und der für's Herz;
Der Weinen, jener Lachen.
Was soll der Bote machen?

Ihr schwatzt von Liberalität,
Ihr Herrn, bis zum Ermüden,
Von Geistesfreiheit. Ey! so steht
Mit mir doch auch im Frieden!
Und laßt mir meinen eigenen Kopf,
Und laßt mir, armen alten Tropf,
Den Pfiff nach meinem Schnabel.
Bin zu sonst nichts capabel!

Galerie von Bettlern.

Der Bote hörte einmal in einer Landkirche eine Predigt über den Text: „habt Acht auf euer Almosen;" worin der Herr Pfarrer unter anderm sagte: man sollte doch unterscheiden unter Armen und Bettlern, und diese abweisen, damit man jene besser unterstützen könne. Auf meinen vielen Wanderungen habe ich mancherlei erfahren, wie niederträchtig die Bettler sind, und wie man sich hüten muß, nicht von ihnen betrogen zu werden.

Z. B. 1. Schuhe und Strümpfe verstecken sie, kommen barfuß und betteln Schuh und Strümpfe! Handwerksbursche erscheinen ohne Hemd, betteln ein solches, und — verkaufen nachher wohl ein Dutzend!

2. Ein Mädchen kommt zum Pfarrer und giebt die Leiche seiner Mutter an. Die Stunde des Begräbnisses ist da, aber keine Leiche kommt. Man schickt den Sigrist nachzusehen, und der findet die Mutter frisch und gesund am Spinnrad. Aber indessen hatte die Tochter an mehrern Orten Leintücher erbettelt, unter dem Vorgeben, die todte Mutter einnähen zu wollen!

3. Eine Bettlerin in Frankreich wird krank, sie will nicht ein Paar Batzen für Medizin ausgeben und stirbt. Man fand aber in ihrer Wohnung 600 Fünffranken-Thaler, 20 alte Sechsliverstücke, 20 einfache Duplonen, drei doppelte; vier Banknoten, jede zu 1000 Fr., eine Obligation von 1000 Fr., und eine lebenslängliche Rente von 2000 Fr. Und das alles bei einer Bettlerin!

4. Wer ist der Mann, der da das Dorf ausbettelt? Es ist ein Entlebucher, der daheim ein wohlhabender Mann ist und mehrere Kühe im Stalle hat.

5. Da kommt eine wohlgekleidete, feine Dame, giebt sich für die unglückliche Wittwe eines im Felde gebliebenen Offiziers aus, die entfernte Verwandte aufsucht; präsentirt ein niedliches Büchlein, worein ihre Wohlthäter verzeichnen, wie viel Reisegeld sie ihr gesteuert haben. Aber die schöne Dame ist mit ihrem Geliebten im eigenen Fuhrwerk angelangt.

6. Ein Reisender stellt sich Abends bei einem Pfarrer, Mittags bei einem andern ein, giebt sich für einen katholischen Studenten der Theologie aus, der seine Studien absolvirt hat und nächstens vom Bischof geweihet wird; und bittet hier um Reisegeld und Nachtquartier, dort um Mittagessen u. s. w. — Aber der nämliche bietet sich hier einem Apotheker, und dort einem Arzt als Gehülfen an!

7. Ein reisender Herr bittet einen Pfarrer, der vor seinem Hause steht, um Reisegeld. Dieser, viel überlaufen und oft angeführt, macht einige Bedenklichkeiten. Da dreht sich der Fremde trotzig um, mit den Worten: „so lassen Sie's bleiben!“ geht bis zur Landstraße und sitzt in seine Chaise.

8. Nach langer und schöner Rede fragt man den fremden, wohlgekleideten Herrn: was denn endlich sein Begehren sey? „Er wollte gerne hier bleiben, und wünschte, daß man ihm und seinen Söhnen auf einige Zeit Unterhalt gewährte!“ — Nicht minder!

Das sind Thatsachen, die Jedermann vorsichtig machen können. Solche Leute leben nach dem Sprichwort: unverschämt lebt dest bas! —

Der Untergang der Welt.

1. Bild. Da steht der Tauner Hans vor seiner Hausthür, blickt hinüber zu des Bauern Hof, nickt wohlgefällig mit dem Kopfe, und spricht für sich selber: „Nume Giduld! Nume Giduld! Die drysger Jahr werde dirs scho zeige! We d' Welt untergeit, so ist dy Hof de myne, und de bin i der rych Buur!“

2. Bild. Mit Seufzen und Weinen kommt ein altes Mutterlein zum Pfarrer, und bittet ihn, daß er doch ihrem Sohn, dem Hansjoggi schreibe, der weit weg in der Fremde sey, und als Schuhmachergesell in Bözigen arbeite. „Was soll ich ihm schreiben? „Heh! Er söll emel de we d' Welt untergang grad ume cho, süst näme anger Lüt mys Sächli, un er hät de nüt.“

3. Bild. In Frankreich kam ein reicher Lehenmann mit Zeugen zu einem Notar, und

erklärte: da die Welt nun bald untergehen werde, so wolle er vorher sein Testament machen. Und da er keine näheren Verwandten habe, so wolle er seiner getreuen Magd sein Vermögen verschreiben lassen; jedoch mit dem ausdrücklichen Beding, daß sie jährlich drei Seelenmessen für ihn lesen lasse!

Der Leser lacht, und der Bote auch! Denn vorerst ist einfältig, solchen Prophezeihungen vom Weltuntergang immer wieder zu glauben, nachdem sie doch schon so oft unwahr erfunden wurden, wie diesmal auch! Denn die Welt steht ja noch jetzt! Zum andern gehst du ja auch mit unter, wenn die Welt untergeht! Was hast du zu hoffen? Was zu vergaben? Wer kann dich dann noch erben?

Wie ist die Einfalt doch so groß!
Wie giebt sich doch die Thorheit blos!
Denn, kommt einmal das End der Welt,
Hat auch ein End all Gut und Geld!
Dann müssen alle Menschen sterben,
Und keiner kann den andern erben.

Schulmeister-Witze.

Vor allem aus erklärt der Bote, daß er für einen rechten Schulmeister, der seine Sache gründlich versteht, und alle seine Pflichten treulich ausübt, eine rechte Hochachtung hat. Was er also hier erzählt, soll keineswegs zur Verkleinerung dienen! — Aber es gibt auch leider solche, die um so weniger rechte Schulmeister, d. h. Meister im Schulhalten sind, je mehr sie es zu seyn vermeinen; und solchen zur Warnung mögen hier ein Paar kleine Geschichtlein stehen.

Der Pfarrer geht im Kanzelhabit zur Kinderlehre gegen die Kirche. Der Schulmeister begegnet ihm, mit der langen Tabakspfeife. „Kommt Schulmeister! Wir wollen in die Kinderlehre.“ — „I ma nit, Herr Pfarrer! Es macht mir z'warm!“

Der Schulkommissär sieht über dem Aufsatze, den die Kinder schreiben, die Ueberschrift: „Die Beschneidung ist gelungen!“ Er nimmt den Lehrer auf die Seite und fragt, was denn das bedeuten solle? Der Lehrer hatte bei Gelegenheit der Geschichte des Blindgebornen den Kindern vom Starschneiden erzählt, und über eine solche Operation sollten sie jetzt einen Aufsatz machen! Das nannte er Beschneidung!

Wißt ihr, Kinder, was das sagen will: so weit die deutsche Zunge reicht? Schauet! Auf der Landkarte hat Deutschland die Gestalt einer Zunge, und also heißt das, so weit Deutschland reicht!

In der Geographie der Schweiz sprang einer eines Sprungs in Siberien, und erzählte: die dorthin Verbannten müssen Thiere schießen, und die Pelze dem russischen Kaiser einliefern. So wie nämlich der Mauser dem Bauer von jeder gefangenen Maus das Schwänzlein einliefern muß, damit er wisse, wie viel Mäuse er gefangen habe: — und warum ein Schwänzlein und nicht ein Dälplein? — Heh, sagten die Kinder, weil die Maus vier Dälplein hat und der Mauser betrügen könnte; aber nur ein Schwänzlein! — Ja! und darum müssen jene dem Kaiser die Felle der Thiere einliefern, damit er sieht, daß sie nicht gefaulenzt, sondern etwas genützt haben!!

Einer, der am Examen sich ausgab,

auch über die Naturlehre unterrichten zu wollen, sollte den Kindern den Barometer erklären. Das that er also: „Sowie die Handwerker Werkzeug haben, so haben auch die Gelehrten Werkzeug; nämlich Bücher und Barometer. Ein Barometer ist ein gläsernes Röhrlein, das oben ein Löchlein hat, worein man Quecksilber schüttet; das ist auf einem Brettlein befestigt, und damit mißt man, wie hoch die Berge sind."

Und wenn der Schulmeister mit seiner ganzen Schule spazieren geht, eine Stunde weit, oder mehr, und sie in's Wirthshaus führt, wie ist das? Und wenn er in der Schule tubaket, daß man's von ferne riecht?

Das alles sind Thatsachen und nicht Erdichtungen. Aber sie beweisen, daß auch jetzt noch nicht alles ist, wie es seyn soll, und daß wohl viele Schullehrer noch Vieles zu lernen haben, ehe sie rechte Lehrer sind; und daß nicht diejenigen die Geschicktesten sind, welche die Köpfe am Höchsten tragen.

Ehre dem, dem Ehr gebührt.
Der sein Amt mit Treuen führt,
Ohne Stolz und Hochmuth lebt,
Immer mehr zu lernen strebt
Weil er weiß: mir fehlt noch viel,
Eh ich bin an meinem Ziel.

Klage und Antwort.

Hans. Herr Pfarrer! Das het fürgwüß ken Art,
Wie me jetz i der Schul mit de Chinde verfahrt.
Es weiß kei Möntsch, was z'letst no git.
Das Buchstabe blase lyden i nit.
U jetzt het my Hansli mir erzellt
Der Schulmeister heig gar Landkarti ufgestellt.
Das ist gegen alle Regilion.
I gibe ke Chrüzer meh a Schullohn!

Pfarrer. Ich will dirs glaube, du sygist e Christ;
Glaub mir denn o, daß d' e Züttel bist.

Hans Wunderlich.

(Fortsetzung.)

„Wenn der Leser Geduld hat, so wird er vernehmen, wie Hans Wunderlich doch gar gut zurecht gekommen ist." So versprach der Bote vor einem Jahre, und will jetzt Wort halten, und erzählen wie Hans zu einer braven Frau kam. Da werden nun die jungen Bursche aufpassen, und denken: „aha! Da ist etwas zu lernen." Recht so! Lernet und thut darnach! Einmal war Hans schon darin wunderlich, daß er mit dem Heirathen gar nicht pressirte. Er sagte: „eine Haushaltung hat gar ein weites Maul, und ich will lieber warten, bis ich etwas drein thun kann, als mit Kummer und Sorgen anfangen Hunger leiden." Und wenn er sah wie so viele arme Bursche, die aller Welt nichts haben und mit ihrem Verdienstlein kaum sich selber erhalten können; wie die so oft leichtsinnig ein armes Tschudi heirathen, das ihnen auch gar nichts bringt, als etwa ein Kind unterm Herzen; dann sagte Hans: „bhüt is Gott vor so einer Heirath!" — Zum andern war Hans auch darin wunderlich, daß er seine Frau an einem ganz andern Ort suchte, als die meisten thun, die gerne heirathen möchten. Er suchte sie nicht im Wirthshause beim Wein; nicht bei'm Geiger auf dem Tanzplatz; nicht auf dem Musterplatz bei den Soldaten; nicht beim Kiltgang Nachts im Bette! „Mein Weib,"

sagte er, „soll Milch trinken und Wasser, und nicht dem Wein ergeben seyn; sie soll arbeiten und nicht tanzen; sie soll nicht dem Mannenvolk sich zu Märit stellen an der Musterig; und d' Chatz wott i nit im Sack kaufe, u mys Wyb nit z' Nacht i der Feisteri suche." — Aber wo suchte er dann seine Frau? Vorzüglich an zwei Orten: daheim und in der Kirche! Lachet nicht! Er wollte wissen, wie ein Meitli arbeitet, und wie es betet; das waren ihm Hauptsachen. Und er hat sich nicht geirrt. Denn er ist jetzt ein gemachter Mann, und dazu hat ihm seine Frau tüchtig geholfen. Das ging so!

Eisi war das Kind unbemittelter Leute, und sie diente bei einem Bauern, eben wie Benz. Gar hübsch war sie nicht, aber gesund und stark. Sie war jung zu ihrem Meister gekommen, hatte sich immer wohl gehalten; war früh und spät unverdrossen an der Arbeit, machte alles mit Geschick und Verstand, und ward Meisterjungfrau. Die Meisterfrau war kränklich, und Eisi pflegte sie so sorgfältig und treulich, als wäre sie seine Mutter. Das wußte Hans, und das Meitli fing ihm an zu gefallen! Er sah sie oft in der Predigt, sogar manchmal in der Kinderlehre. Und das gefiel ihm noch besser! Wunderlich aber war Hans noch in einer Sache! Da fingen eben die Meitli an, ihre schöne bäurische Tracht zu verlassen, und so halbwegs sich wie Stadtjungfern zu kleiden! Das war ihm nun ganz zuwider! „I wott e kei indienige Frau!" sagte er! „We si si verschäme Buremeitschi zsy, so sy si nit für mi! Nähme si mira e dütsche Schnäuzler, öppen e Schnydergesell; aber i wot e kei settige Hochmuth!"

Er ist geng der Hans Wunderlich, sagten die Meitli; und er ließ sie reden.

Als ihm aber ein gutes Lehen unter vortheilhaften Gedingen angeboten war, und er sah, daß er eine Frau und Kinder ernähren konnte; als er bereits achtundzwanzig Jahr alt war, und eine hübsche Summe in der Ersparnißkasse liegen hatte, da dachte er auch an's Heirathen! Aber da war er wieder der Hans Wunderlich! Er ging nicht etwa Nachts zu seinem Meitli, das ihm gefiel! Er führte es nicht einmal zum Wein! Er ging zuerst zum Meister und fragte den auf's Gewissen, wie er in allen Theilen mit Eisi zufrieden sey. Das merkwürdige Gespräch dieser beiden, und wie Hans dann am hellen Tag vor dem Meister und der Meisterfrau Eisi um sein Herz und seine Hand fragte, das will ich ein andermal erzählen. Jetzt nur das: Eisi sagte Ja, und ward Hansens Frau. Die Meisterleute gaben der treuen Magd eine schöne Aussteuer. Desgleichen thaten Hansens Meisterleute auch ihm, herzliche Segenswünsche begleiteten beide in ihren Haus- und Ehestand. Und nun ist Hans glücklich, wenn er schon Hans Wunderlich heißt.

Das Bilsenkraut.

(Siehe die Abbildung.)

Dem Menschen ist nichts theurer als Leben und Gesundheit. Und doch geht er mit beiden viel leichtsinniger um, als mit andern Dingen, die nicht halb so viel werth sind. Wenn die Menschen ihren Körper vernünftiger und vorsichtiger behandelten; die Doktoren und Apotheker hätten weniger zu thun, und die Todtengräber auch. Jede Warnung vor dem was dem Leben, oder der Gesundheit schadet, ist dankenswerth,

Das Bilsenkraut.

A. Der Blumenknopf. B. Blumen.

und sollte wohl beherzigt werden. So will der Bote abermal von einer gefährlichen giftigen Pflanze sprechen. Das Bilsenkraut ist dreierlei, das schwarze, das weiße, und das mit violetter Blume; alle drei höchst gefährlich. Das sogenannte schwarze ist das gemeinste. Es wächst im Schutte, auf ungebauten Stellen, Kirchhöfen u. dergl. und blühet im Julius und August. Die Wurzel ist lang, dick, runzlich, braun, inwendig weiß, und dauert zwei Jahre. Die ganze Pflanze hat weiche Haare, und wird etwa zwei Fuß hoch. Die Blume ist gelb mit dunkelrothen Adern netzförmig durchzogen. Die ganze Pflanze ist etwas klebrig, und hat einen widrigen, schädlichen Geruch. Die ganze Pflanze ist gefährlich, schon die Ausdünstung und der Geruch ist betäubend, der Same, die Blätter, die Wurzel sind giftig. Die Leute werden davon toll, wahnsinnig! Man darf daher diese Pflanze nicht in den Zimmern halten, noch weniger auf dem Ofen wärmen; darf den Samen nicht anders als wohlverwahrt, lieber gar nicht aufbehalten. Am wenigsten darf man diese gefährliche Pflanze eigenmächtig als Medizin anwenden, etwa im Zahnweh oder dergleichen. Der Apotheker bereitet freilich daraus heilsame Arzneien, und der Arzt verschreibt sie den Kranken. Du aber bist nicht Apotheker und nicht Arzt. Du weißt nicht wann, wie und wozu sie angewendet werden müssen. Es ist überhaupt mit dem Selberdokteren und den sogenannten Hausmitteln eine gefährliche Sache; und wenn die Todten reden könnten, es müßte mancher sich selbst anklagen.

Hab ich euch nun vor dieser Pflanze gewarnt, so warnt doch auch eure Kinder vor derselben, damit ihr euch selber großes Herzenleid ersparet. — Hier nur ein Exempel von dem, was diese Pflanze kann. Zwei alte Weiber hatten Bilsenkraut gesammelt, wollten sich Halsweh damit vertreiben, und dörrten das Kraut in der Stube. In Kurzem wurden sie von der Ausdünstung ganz verwirrt, sie fingen an zu zanken, fuhren sich in die Haare und schleppten sich auf die Gasse. An der frischen Luft kamen sie zu sich selber. Aber sowie sie in's Zimmer kamen, ging der tolle Specktakel wieder los, und so toll, daß die Nachbarschaft Hülfe holte. Ein Arzt ward geholt. Er fand den Grund, schaffte die Pflanze weg und heilte die Weiber.

Unverhofft kommt oft.

Lustspiel mit Gesang, in einem Aufzuge.

Schauplatz. Eine gewöhnliche Bauernstube; hinten ein Schrank mit Weibskleidern.

Personen.

Lisi, ein junges Bauermädchen.
Bäbi, ihre alte Base. (Schnupft gern Tabak.)
Ulli, Gemeinschreiber; affektirt den Herrn.
Meunier, Offizier eines französischen Schweizerregiments.

Erster Auftritt.

Lise näht. Bäbi spinnt.

Lise (näht und singt wehmüthig).

Ich wäre wohl fröhlich so gerne,
Doch kann ich nicht fröhlich mehr seyn!
Mein Liebster, der weilet so ferne;
Ich bin so verlassen, allein.

Er kämpfet in blutigen Schlachten;
Er leidet wohl Elend und Noth.
O! wenn ihn nicht Engel bewachten,
So liegt er erschlagen und todt.

Drum weil ich ihn liebe von Herzen,
Und bin so verlassen allein,
So kann ich nur lieben mit Schmerzen,
So kann ich nicht fröhlich mehr seyn.

Bäbi. Eh! Warum nit! Das wär mer doch afen es arigs Wese für so nes jungs Meitli, wo ne Liebste het ders wet hürathe! Geng numne süfzge u briegge! Almen ischs nit so gsi! We mier hei sölle hürathe, so sy mer alli zweg u buschuf gsi, wie d' Vögel im Haußet, u hei lustigi Liedli gsunge.

Lise. Schwyg mer doch vo dem Hürathe! Du weisch wohl, daß ig kei andre wot weder Franz; und we dä nit ume chunt, su hani ke guti Stund meh! (Sie weint still.)

Bäbi. Ja! So heis die verliebte Gäugle! Wenn ig a dym Plazg wär, i wet jetz afe dä Franz la sy. Dä chunt dir doch keinisch ume. Nimm du der Her Gmeinschryber, der Her Lui. Das isch — —

Lisi. Ach schwyg mer vo dem Lui. Er heißt Ulli, u nit Lui! Un eine daß si sys Names verschämt, won ihm Vater und Mutter bir Tauffi gä hei, isch e Fratz! I ma nüt von ihm ghöre! Sobal er bim Her e Chly het glehrt schrybe und rechne, isch ihm der Hochmuth i sy Naregrind gfahre, un er het welle Schulmeister werde. Thüri halb der Lüte hei si ne derzue gmacht; geb was der Her gseit het, er chön no nüt! Aber der Amme ist sy Götti gsi, u hets mögen erzwänge. — Nu wie het er si ufgführt! Hät er nit ufgä, me hät ne müße absetze! Du nimmt er das Schryberwese für, u wot absoluti e Her sy! Es Paar Wuchen isch er da bime Schryber im Seeland gsi, u het e Chly neuis Fröschewelsch glert, da meint er —

Bäbi. Eh! Dädädädä! We du emel einisch ids Resiniere yne chunst, so geit dir ds Mul wiene Chäfermüli! Ja wolle! Der Lui isch emel e styfe Her, un es wär mengs bravs Meitli froh, wesne überchäm.

Lisi. Heh so nähme si ne fry, mira lieber hüt as morn! Emel i wot nüt meh von ihm ghöre!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Ulli.

Ulli (tritt ein und singt)

Liebe! Liebe! dacht ich oft im Stillen,
Liebe! Liebe! Muß was süßes seyn!

Ah bon, ma chère! Du wotsch nüt meh von ihm ghöre? Das freut mi vo der!

Lisi (kehrt ihm den Rücken).

Ulli. Du sprichst sûrement vo dym alte Schatz, dem Franz; vo dem wotsch nüt meh ghöre —

Lisi. Nei fryli! Grad vo dir wot i nüt ghöre!

Bäbi. Es isch fry gut chömet ihr, Her Lui! Es häicht hüt aber geng der Chopf un isch z'vollmig sumpelrurig. Es meint emel absoluti es well sy Franz ume ha; geb wasi ma säge, dä syg für gwüß längste todt.

Ulli. Drist aser! Was hest doch o a dem Franz gseh? Er isch ja geng nume son e gmeine Beisang gsi; het e kei Bildung gha, keis awuar ser —

Lisi. Schwyg mer! I begehre ke settigi Bildung, wo nume hochmüthige Schryber macht!

Bäbi. Eh Lisi! Red nit e so uverschant! Der Her Lui chönts zürne.

Lisi. Mira zürn ers! Er het nüt über my Franz zresinire u ds Mul z'wäsche. —

Ulli. Mä! Maschere! E settige Pursch das eschapirt, und unter die Soldate lauft, unter die rothe, wo ihre achtzehn chum es Dotzen ausmache! So einen — —

Lisi. Schwyg mer jetz! — Wer het ne vertribe? Wer het ne verlogen und verlümdet bi sym Götti u bi mym Vater? O i weiß no wohl! Es ist öppe elend gnue e settige brave Pursch e so z' kujiniere! —

Ulli. Aber Lise! schere Lise! Denk doch a my Amur zu dir! a my Baßiong! Ich bin malärö wenn du my Liebi nit repondirst.

(Singt.) Kein Herz ist unverliebt geblieben!
Mein Herz fing Lisen an zu lieben.
Ich folgt' ihm! Wie verführt es mich!
Es sprach zu mir: sie liebet dich — —

Lisi. Dys Herz ist e Narr wie du selber bist.
O wärst du weit von mir geblieben!
Nein! Nein! Dich werd ich niemals lieben!
Mein Herz gehöret Franz allein.
Und kann ich nicht die Seine seyn,
So sag' ich allen Freuden ab,
Und suche meinen Trost im Grab.

Ulli. Aber, ma schere, fasche wu pa! I muß dir emel säge, uf dy Franz chast nüt meh hoffe. Es ist hüt e Lütenant vo dene Rothe, e Rohrbacher, ids Wirthshaus cho, er heißt Mönie; dä het gar därriblemang brichtet, u schröcklichi Sache zelt vo dene Affären i Rußland, wie viel hundert und tuset erfrore syge, wie viel tuset die Cosagge mit Piggen erstoche heige. Er seit —

Bäbi. Eh! Hörit jetz, Her Lui. Dier gseht ja wien es aber briegget.

Ulli. Mä! Parblö — es ist emel e so! I ha so düßemang hintenume vo dym Franz gfragt. Da züpft er d' Achsle u seit: powre Frangsua le Kosagge —

Bäbi. Machits miera im Frieden us — i ga id Chuchi. (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Lisi. — Ulli.

Ulli (singt):

Wenn man mir ein Mädchen nennt
Als die Schönste unter allen:
Wenn man sagt ein jeder brennt
Diesem Mädchen zu gefallen,
O da sie ist! Dieß! Dieß! Dieß!
Ist mein Mädchen ganz gewiß.

Lisi (singt spottend):

Wenn man einen Gimpel nennt
Als den Dümmsten unter allen;
Sagt man: jede die ihn kennt
Spricht: nie wird er mir gefallen.
O das ist er! Dieß! Dieß! Dieß
Ist mein Gimpel ganz gewiß.

U churz u gut i wot nüt vo der ghöre. Wie mengisch muß i dir das no säge? E sone hochmüthige Fratz wie du bist söt si schäme so z' bettle!

Ulli. Affäng! Emel dy Franz chunt nit ume. Dä Offizier het gseit er kenni ne gar wohl; er syg sy Serschang gsi, u bi Boloz vo de Kosagge erstoche worde.

Lisi. We du a der erste Lugi erstickt wärist, du stiendisch jetz nit vor mer. Dir glaube i nüt. Du bisch nit vergebe der Lüg Ulli.

Ulli. Barol donör! Es ist so, dy Franz isch tod. (Singt.)

Hin ist hin und tod ist tod;
Spare die vergebne Noth!
Tod ist tod und hin ist hin,
Wirst ihn nicht dem Grab entziehn.

Lisi. I wet lieber d' Chutzen im Wald ghöre singe, weder di. (Sie singt im Ton der alten Base spottend.)

Du pflegest lieblich sehr
Wie Kautzen vorzusingen,
Dein Untreu anzubringen.
Und bist ein tückisch Meer.
Mit deiner falschen Kehle
Bethörest du die Leut;
Doch weh der armen Seele,
Die würde deine Beut.

Ulli. Aber, schere Lise! (Er will sie umarmen!)

Lisi. (Sticht ihn mit einer Nadel in den Arm.) Gang mer zäche Schritt vom Lyb.

Ulli (schreit). O mundie!

Vierter Auftritt.

Bäbi (tritt ein). Was hets gä daß dir so schreiet?

Ulli. Sie het mich derribel bleßirt — mein Arm ist verletzt.

Bäbi. Das isch mer doch afe zvollmig uwatlich gmacht. Ja wolle, du närschi Gäuchle! Du chöntisch e styffe sufere Her ha, u wotst lieber e verlüfne Soldat! Ja, Herjemer! Wenn er no umhi chäm, dy Franz. Aber du ghörst ja deß er tod syg. Was hoffist de? (Singt.)

Ach! Bau du Thörin nicht
Auf bloße Zuversicht!
Das Hoffen betrieget,
Die Zuversicht lieget.
Der Tod zerstöret oft,
Kommt still und unverhofft.

Ulli. Aber Lise, schere Lise, Abgott mynes Herzes, kast du di de gar nit über mi erbarme! Soll i de vor Verzwiflung sterbe? (Singt.)

Dich, Lise, muß ich ewig lieben;
Doch ach! zu meiner eignen Qual.

Lisi. Ja, u zu myren o!

Ulli (singt):

Kann dieß Geständniß dich betrüben
So hör' es jetzt zum letzten Mal.

Diablamport! Es gît es Unglück we du nit ja seist.

Lisi. Mira! Unglück her oder hi! Du oder ig muß unglücklich sy! — Du wirsch's mache wie geng, u scho mängisch. We di eini nit will, so geisch di ga henke! Aber ume a ne audri! — Un i säge dir's geng no einisch: i wott di nit, lieber will i sterbe! (Sie läuft zur Thüre hinaus.)

Fünfter Auftritt.

Ulli. Bäbi.

Ulli. Ach! Malör! i möcht mer d'Haar usschryße vor Verdruß! I weiß kei Seschur meh! I mag ahalte wien i will, dutmem alles berdü! So nes Meitschi, das allei Chind ist, en eigene Hof hett — das verlüre: (sachte) u myni Schulde — wes mer fehlt — Diabel i bi ruine!

Bäbi. I glaube my se jetz de gly dä Hübeli-Fratz heig ihms chönne athue, e sövel isch es in ihn vernaret. U we dä ume chäm, u vernähmti wie sy Götti si grauen gsi isch, daß er ne hett la z'Chrieg ga, u wien er ihm d's Reingut vergabet hett: u daß Lisis Vater tod isch, dä würd afen öppis säge! Wohl! — Aber wen ne Kosagge erstoche hei, so chunt er nit ume! Aber es ist wie das schön Lied seit (singt):

Die Liebe ist stärker
Als Ketten und Kerker.
O ja! Wo die Lieb'
Heimlich, wie ein Dieb,
Die Herzen der Menschen gebunden,
Wird die Kett' befunden
Mehr als tausendfach;
So daß ihr die Rach
Und der Tod zu schwach.

Ulli. Ach! jetz muß i wohl im Ernst singe:

Das Blümeli blüit — ach nit für mi!
I darfs nit brechen ab!
Es muß en andre Kerli sy!
Das schmürzt mi drum so grüseli!
O Blümeli my! O Blümeli my!
I möcht geng byder sy!

Bäbi. Heh! We dä Lütenant chäm, un ihm sieg, der Franz syg für g'wüß tod, wer weiß! Lisi b'sinti si no angers!

Ulli. Mä! Barblö! Er hett — er isch — Mafua i weiß nit recht — er wird — me cha nit wüsse! Er hett gar ruch mit mer gredt! I ha da angbassung so derglyche tha, Franz syg hie nüt grechts gsi; — du hett er afa futere, un ufe Tisch schla, u gseit i söll ihm sy Serschant nit blamiere! U der Müli-Fritz, dä Nygo, hett du o sys Muul dry ghenkt u gseit i lügi. — Oh Diabel! We dä Lütenant chäm — i möcht nit Gerelle mit ihm ha.

Bäbi. Daß doch dä schießig Müli-Fritz grad het müsse da sy. I weiß wohl, daß er u Franz geng gsi sy wie zwe Finger an eir Hand; u daß sie Euch geng hei uf der Mugge gha! I bsinne mi no geng wie sie echs gmacht hei, wo der bim Chingemeitschi im Wirthshus syt z'Chilt gsi, un ech du d'Wirthi isch d'rüber cho, un ihr heit müsse flieh, un eui Schwummchappe dahinger la: un äiner zwe nech du erwütscht u brunnetroget hei!

Ulli (seitwärts). O du verdammti Plaudergosche! (Kehrt sich gegen das Fenster.) Eh! Mundie Mumpere! Da chunt dä Lütenant grad uf d's Huus zu! (Er läuft ängstlich herum.) Eh gefere! — Was soll i afa! Dä Möntsch isch Militär! — Blessirt — chunt us em Wirthshus — us em Chrieg — er masakriert mi! — Wo soll i hi flieh!

Bäbi. Eh daß di der Hung schieß! Wie thüet er afe. — So lauffit doch dervo, we dier ech so förchtet!

Ulli. Oh ich bower Diabel! Er ist scho a der Husthür! Er parliert scho mit Lisi! Gottswille mys herzig Bäbi versteck mi.

Bäbi. Heh so schlüfet da i my Chleiderschaft!

Ulli. Aber — wen i drin ersticke!

Bäbi. I will d'Thüre nit ganz zuthue! Aber heit ech de bim Hung still, u zablet mer nit; süst gheit der Schaft um.

Ulli (kriecht ein).

Bäbi. I hätt doch nit gmeint, daß der Her Lui z'vollmig so ne Hoseschyßer wär.

Sechster Auftritt.

Ulli im Schaft. Bäbi. Lisi. Der Lieutenant Meunier. (Er hat einen Militärhut auf dem Kopfe, und einen Theil des Gesichtes mit einer schwarzen Binde bedeckt.)

Meunier. Bon soir! (giebt Bäbi die Hand).

Bäbi. Eh guten Abe Her Lütenant. Syt dier glücklig us em Chrieg hei cho? Eh b'hüt is! Syter blessirt? Ja si sägen es syg nadisch miserablig gange i dem Rueßland, u d'Kosagge heigen d'Wyber erstoche, u die chlyne Chingleni gfresse, Gott b'hüt is dervor. — U de säge si —

Meunier. Nun! So gar schlimm war's doch nicht! (Wendet sich zu Lisi.) Sie sein also Mamsel Elise N.? *)

Lisi (ängstlich). Ja i heiße Lisi N. Aber e Mamsele bin i nit!

Meunier. Nun freu mich, Sie zu sehn. Ich bring schön Gruß und Kompliment von mein Sergant, Franz Müller. Hat mich chargirt wenn ich hieher komm, soll ich aufsuchen Mamsel Elise, und soll sagen schönen Gruß.

Bäbi. Herr Jemers! Es isch däich scho lang, daß dier ne gse heit. Lise hett nadisch schröckeli nan ihm blanget (hier nießt Ulli im Schaft). Frag jetz dä Her — —

Meunier. Hat Sie denn den Franz lieb gehabt?

Lisi (verschämt). Ja! es ist wahr.

Bäbi. Eh ja, i meines! Es hett fry e ke Gattig, wie das Meitli um ihn tha hett! Es hät meh weder einisch chönne hürathe; aber —

Lisi. Eh Base! Schwyg doch, i bitte di!

Bäbi. Heh! Es isch emel wahr! Es hett es Pläre gha um dä Franz, as wes i der ganze Welt ke söttige meh gäb. U we d'Lüt allme vom Chrieg brichtet hei, wie üser Soldate müsse Hüng u Chatze fresse, u Hunger lyde, u früre, u nit emal ine warmi Stube chönne: u wie me si z'tod schiessi — eh! es hett allme pläret, daß me hät chönne d'Häng unter ihn wäsche.

(Ulli nießt. — Meunier und Lisi sehn sich um.)

Meunier. Eh bien! Das ist charmant, brav von Mamsel. Wenn Franz einmal wieder kommt, er wird sich freuen.

Lisi (schüchtern). Lebt er denn noch?

Bäbi. Aeh Bosse! Hest de nit ghört, daß ne Kosagge bi Plotz erstoche heige?

Meunier. Wer hat das gesagt?

Lisi. Der Gemeinschryber, der Ulli!

Meunier (hitzig). Was? Ce Coquin der heute in der Auberg über Franz gelogen hat, er habe sich mit dem Schelm hier fortgemacht?

(Ulli nießt mehrmals. Alle sehen hin.)

Bäbi (ängstlich). Heh loset Neuis Her Lütenant, — was i wott säge — der Her Lui —

Lisi. Base schwyget mer vo dem Tufedlugner, i wott nüt von ihm ghöre!

(Ulli nießt mehrmals.)

Meunier. Diable! Voyons ce qu'il y a là! (Er geht zum Schaft, thut rasch die Thüre auf, Ulli nießt abermal und fällt heraus.)

Ulli. Pardon! Pardon! i ha — —

Meunier (packt ihn beim Kragen und reißt ihn hervor). Cent quarante grain de grenaille! Spitzbube, Coquin was thust du da im Schrank?

Ulli. Pardon! Mussiö! I ha — i bi — croycz — i ha denkt —

Meunier (schüttelt ihn). Canaille! Miserable! hast du gesagt, ich — Franz sey tod?

Lisi (rasch). Ja! Er hett mer welle agä, der Her Lütenant heigs gseit.

Meunier (schüttelt ihn). Das lügst du, Schurke;

Bäbi. Eh der Gottswille Her Lütenant, thüt doch nit so grüsele! Lat der Her Lui ga. Gschauit er het emel one schröckelige Liebi zu Lisi, u wetts gern hürathe; u da hett er emel o alles probiert. Dier wüsset wohl was d's Sprüchwort seit: d'Liebi, die Gäuchle, führt eine wo si will.

*) Man setze den Geschlechtsnamen nach Belieben jeden Ortes.

Meunier (läßt Ulli los, und wendet sich zu Lisen). Heurathen will er Mamsel? Und was sagen Sie dazu?

Lisi. I wott ne absoluti nit, u wot e ken andre weder Franz!

Meunier. Also den Franz will Sie und keinen andern?

Lisi. Ja — i säges geng in eim!

Bäbi. Heh ja! So seit es geng.

Meunier (wirft Hut und Binde auf den Tisch). So nimm ihn denn, du treue Seele!

Lisi. Herr Jeses! my Franz! (Wirft sich in seine Arme.)

Bäbi (schlägt die Hände über den Kopf). Eh der Tag u den i lebe! Isch de das müglich?

Ulli. Ah Diabel! (Will rückwärts wegschleichen.)

Meunier (packt ihn. Mit Donnerstimme). Halte là, Canaille! So entrinnst du mir nicht. — Bekennen sollst du deine Schurkereien. — Bekenn, hast du nicht geholfen, mich von hier vertreiben?

Ulli. Mä! Pardon! — i ha gmeint —

Meunier. Keine Ausflücht! Oui ou non?

Ulli (stotternd). I—a!

Meunier. Hast du nicht in der Auberg gesagt, Franz sey als Schelm hier fort?

Ulli. Eh — ja!

Meunier. Hast du nicht gesagt: Lise sey deine Braut und du werdest bald mariage machen?

Ulli. Eh wohl — aber

Lisi. Du lügst! I ha der meh as hundertmal gseit i well nüt vo der.

Meunier. Hast du nicht gesagt, da die Base sey eine dumme Gans, und du führest sie an ihrer Schnupfnase wohin du wollest?

Ulli. I ha numme —

Meunier. Ja oder nein?

Ulli. Ja!

Bäbi. Hesch du das gseit? Eh du schießige Uflath! Isch jetz das my Dank? Eh daß di der Stier hudli!

Meunier. Nun, miserable Coquin! Das sey deine Strafe. (Er führt ihn in einen Winkel, und drückt ihn nieder.) Da, auf deinen Knien sollst du Zeuge seyn, unserer Liebe und unseres Glückes! — Nicht mur! (Nimmt Lisi in Arm.) Ja, theure Amie! Ich bin dein auf immer! Durch Kugeln und Bajonette, Schwerdter und Lanzen hat Gott mich hindurch geführt, daß ich an deiner Hand glücklich werde. Ich habe mich redlich durchgeschlagen. Die Lieutenantsstelle und das Kreuz der Ehrenlegion lohnte mich. Aber viel süßern Lohn giebt mir deine treue Liebe.

(Ulli steht heimlich auf und reibt sich die Knie.)

Lisi. Ach Gott Lob und Dank han di ume! O i ha viel um di briegget; u viel für di betet; u nie, nie hät en andere my Hand übercho. Jetz han i di, u la di nit, u kei Möntsch soll di vomer nä.

Meunier. Ja, trotz allen Coquins, die uns trennen wollten, hat uns Gott zusammengeführt, und nun soll deine Liebe mich alle Strapatzen vergessen lassen. (Er singt:)

Muß auch was zu lieben haben;
Lieben nur ist mein Begier.
Einzig durch die Welt zu traben,
Ist doch wahrlich nirgendfür.

Grillen, Gram und Hypochonder,
Was nur schlimm ist in der Welt,
Nistet alles, sammt und sonder,
Wo man einsam Wache hält.

Lisi (singt):

Fröhlicher ist's doch zu wandeln
So selbander, als allein.
Und gescheider läßt sich's handeln;
Besser gut und glücklich seyn.

D'rum, so muß ich auch was haben.
Lieben nur ist mein Begier.
Einzig durch die Welt zu traben,
Ist doch wahrlich nirgendfür.

Bäbi (singt):

Die Lieb macht sorgenfrei,
Trostreich dabei;
Wer sie besitzt
Vor Angst nicht schwitzt;
Weiß nichts von Kümmernuß,
Nichts von Verdruß.

Die Lieb' versüßt
Was bitter ist.
Wer liebt fühlt allbereit
Schon Erdenseligkeit.

(Alle drei sehn sich hier nach Ulli um. Erschrocken fällt der wieder auf die Knie, rutscht vor auf den Schauplatz und singt:)

Ulli (kläglich).

Kniend klag' ich — hört es alle,
Euch hier meine Straf und Pein!
Hochmuth kommt stets vor dem Falle;
Lügen trägt nur Trübsal ein.
Nichts zum Lieben soll ich haben;
Einzig bleib ich armer Mann!
Hört's, ihr Mädchen! Hört's, ihr Knaben!
Nehmt Euch ein Exempel d'ran.

Der Schneidervogel und sein Nest.

(Siehe das nebenstehendes Bild.)

„Was der Teifel! Da kommt der ver„dammte Kerl, der hinkende Bote, und „mokirt sich abermal über die Schneider!" So schimpft jetzt vielleicht einer von der Zunft! „Chlaus, chumm lueg, da ist öppis für di," ruft des Wirths Jungfrau dem Schneider! Aber das ist alles nur Nebel! Der Bote weiß zwar wohl, daß mancher Schneider ein schlimmer Vogel ist. Aber das ist nicht der Mühe werth zu erzählen, denn das wissen alle Leute schon längst. Aber daß ein Vogel ein Schneider ist, das wißt ihr nicht. Ich aber weiß es, und wills hier erzählen und abbilden.

In Ostindien und China lebt ein Vogel, der heißt der Schneidervogel! Und mit allem Recht. Denn erstlich ist er so klein, wie der Schneider A. zu B., der immer das Bügeleisen mit sich trägt, damit der Wind ihn nicht über die Bäume wegführt. Zum andern hat er ganz so dünne Beinlein, wie es sich für einen Schneider gebührt, und wie sie der C. D. auch hat, dem einmal ein muthwilliger Bube mit der Geisel ein Bein beinahe entzwei klepfte! Zum dritten trägt er das ganze Jahr ein gelblichtes Kleid wie der Schneider E. wenn er seine Nankin-Sommerkleider anzieht. Und das wäre nun schon genug, den Vogel einen Schneider zu nennen. Aber noch mehr! Er ist auch von Profession ein Schneider. Er ist so klug und geschickt, daß er sein Nest zu äußerst an einen Baumzweig macht, damit kein Marder, Katze, Affe oder Wiesel dazu kommt. Und das Nest macht er so künstlich! Er macht sich selber Faden aus Wolle von Pflanzen, oder wo er findet; er näht damit einige Blätter zusammen und macht Notabene — zu unterst noch einen Knopf an den Faden, damit die Nath nicht aufgeht. Der Zwischenraum zwischen den Blättern, der nun einem Sack gleicht, füllt er mit Baumwolle oder Flaumfedern aus. Dazu braucht er keinen Ellstecken, keine Scheere, keine Nadel. Er macht alles nur mit seinen Beinlein und seinem Schnäbelein. Und so ist er geschickter, als der Meister Ypsilon, wenn dieser schon viel längere Beinlein und einen viel größeren, allzeit fertigen Schnabel hat, und noch zwei Hände dazu! — Und in dieses schöne, künstliche und warme Nest legt er nun seine Eier, da brütet er, da füttert er fleißig seine Jungen. Es giebt viele Leute die leider für ihre Kinder nicht halb so gut sorgen.

Wer ist glücklich?

Folgendes ist dem Boten von unbekannter Hand eingesendet worden. Der

Der Schneidervogel und sein Nest.

1. Der Vogel. 2. Das Nest. 3. 3. Die künstlichen Nähte. 4. Der Knopf unten an der Naht.

Leser wird aber wohl merken, daß ein Kind schreibt, das einmal sich die Finger verbrannt hat, und darum das Feuer scheut. Eine Warnung an andere: „häb Sorg! drönn di nit!“ ist nicht überflüssig.

Also fragt der Einsender: wer ist glücklich? und antwortet: — der, welcher sich hütet vor keinem Richter erscheinen zu müssen: der darum die Advokaten und Rechtsagenten, so viel immer möglich, entbehrt, und wenn er in einen Handel mit Jemand kommt, lieber Schaden leidet, als daß er Jahre lang prozessirte, indessen Tag und Nacht keine Ruhe hätte, und am Ende, wenn er auch den Prozeß gewinnt, doch Schaden leidet. Kann man sich in der Minne nicht abfinden, so sei man doch so klug, wähle zwei rechtschaffene verständige Männer zu Schiedsrichtern, und lasse sie die Sache zu todter Hand entscheiden, lieber als durch langwierige Prozesse Zeit, Geld, Ruhe, Frieden verlieren, ganze Familien in's tiefste Herzenleid stürzen und am Ende wohl gar völlig zu Grunde richten. Es ist besser, selber etwas leiden, als andere zu leiden machen.

Hätte der, so euch diesen Rath giebt, denselben früher selbst befolgt, er hätte viele Jahre glücklicher und ruhiger zugebracht, und viele tausend Franken erspart. — So lautet die Einsendung.

Der Bote ist vollkommen gleicher Meinung, und setzt darum noch folgende Srüchlein dazu:

Besser gelitten als gestritten.
Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß.
Juristen sind manchmal böse Christen.
Mit Prozessen und Agenten
Ist weni z'gwinnen u viel z'gschänden.

Geng höcher ufe!

Man sagt: der Steinbock will immer höher steigen! Aber das wollen gar viele Menschen auch, ohne daß sie eben Steinböcke oder nur im Steinbock geboren sind. Nicht daß sie meinten, sie müßten eben immer gescheider und besser werden. O nein! Denn eines Theils sind sie schon viel gescheider als andre Leute, und zum andern, was sollen sie sich mit mühseligem Studieren plagen? Man kann ohne das alles ja allerlei werden, wenn man auch nichts weiß, und kann ein Amt bekommen, wenn man schon nicht buchstabiren kann, und Seitenreiter anstatt Sittenrichter sich unterschreibt! „Geng höcher ufe“ ist der Wahlspruch vieler!

Die Gemeinde X. im Kanton Freiburg hatte einen Pintenwirth zu besetzen. Das ist gar eine große Ehrenstelle. Oder warum wachsen die Pinten überall so häufig hervor, wie die Schwämme aus faulem Holze? Und der Joggeli Buschauf meinte, er müßte absolut Pintenwirth werden, „kost's was well!“ Denn wenn ich einmal „Herr Wirth“ heiße, so werden die Meitli mich schon anders angucken, und ich kriege eine Frau wie ich nur will. Aber es ist mir leid um dich, Joggeli Buschauf! Du hast zwar alles angewendet, aber du bist zweimal nicht Herr Pintenwirth geworden.

Benz Gerngroß, im nämlichen Kanton, hatte mit seinem Höherstreben einigermaßen doch besser Glück! Er fieng damit an, daß er Schulmeister ward, und das war schon viel. Und als er nun gar Schullehrer getauft ward, und Jedermann ihn „Herr“ nannte, da wuchs ihm erst der Kamm! Er fühlte nun gleich, daß in ihm sich eine

Menge großer Gedanken und wichtiger Erfindungen regte. Er fühlte, daß er zu noch größerem geboren sei! Er gab den Schulstand auf und ward Gemeindschreiber — und dachte: „was chan i no alles werde!“ Jetzt ist er Benz oben im Dorf! Alles geht durch seine Hände; und was er nicht macht, das macht der Gehülfe, den ihm die Gemeinde geordnet hat. Denn ein so großer Mann hat gar vielerlei andere Gedanken. Er muß seine schadhaften Stegentritte mit alten Schuheisen flicken; im Büreau — denn er hat nicht etwa nur eine Schreibstube — muß er seinen Lehnstuhl, Fauteuil genannt, mit Reifästen zusammenbinden, u. dgl. — Aber der hohe Stand hat seine eigenen Gefahren! So ist jüngst sein Schreibtisch, Sekretär genannt, mit allem was d'rauf war, der Lehnstuhl sammt dem Schreiber zusammengestürzt, und der Fußboden glich dem schwarzen Meer, worin Gesetzbücher und Protokolle wie Inseln hervorragten! — Noch schlimmer giengs aber unserm Herrn Gemeindschreiber an der Fastnacht. Er wollte auch zeigen, daß er doch noch jung sei! Er trank sich recht lustig! Er setzte seine steifen Beine noch zum Tanz in Bewegung, so daß männiglich vor Freuden über seine Katzensprünge lachte. Aufgemuntert durch den allgemeinen Beifall wagt er zuletzt noch einen Meistersprung! Aber der fehlt! Benz fährt mit dem Kopf an die Wand, stürzt hin auf den Boden, und wird besinnungslos weggetragen! — Es ist mir leid, Herr Gemeindschreiber Benz! Aber wer hoch steht, fällt desto tiefer!

So will alles höher hinauf! Der Schneider will jetzt Kleidermacher heißen; der Mauser meint, er gehörte eigentlich zur ekomenischen (ökonomischen) Gesellschaft; der Dorfpolizeiwächter will Inspektor heißen, und gar einen eigenen Kirchenstuhl neben den Vorgesetzten haben. Eh potz tusig!

Sprüche eines alten Mannes.

In einer kleinen Stadt lebte ein Mann, der nach einem nützlichen, thätigen Leben sich in die Stille zurückzog, und die Früchte seiner Arbeit in Ruhe genoß. Gerne saß er bei gutem Wetter Abends unter den Bäumen auf dem Graben, und gerne gesellten sich andere zu ihm, denn er war freundlich und heiter, wußte viel guten Rath, machte gar treffende Vergleichungen, und antwortete gerne mit kurzen weisen Sprüchen. Dem Boten sind einige derselben kund geworden, die er hier mittheilt.

Man erzählte, die sogenannten Stündeler wollen alles eigene Ringen nach Tugend und Frömmigkeit nicht gelten lassen, und verwerfen die Sittenlehre. „Das sind,“ sagte er, „Leute, die aus vermeinter Liebe „gegen Gott die Pflichten gegen die Men„schen vergessen. Sie sitzen im Finstern, „halten aber immer den Spiegel vor sich.“

Es ist mit Schweigen nie so viel gesündigt worden, als mit Reden. Die Rede gleichet wohl dem Silber, aber zu rechter Zeit Schweigen ist lauteres Gold.

Es ist erbärmlich, daß so mancher wackere Mann jetzt verlästert und verschüpft und verstoßen wird, während so mancher leere Schreier sich über andere erhebt. So klagte ihm Einer. Aber er sagte: „Ein Edelstein bleibt immer ein Edelstein, wenn er auch im Staube liegt. Und der Staub

bleibt auch nur Staub, wenn auch der Wind ihn hoch aufweht.

Man erzählte ihm von einem unerträglichen Schwätzer, der mit vielen Worten nichts sage. Da deutete er mit dem Finger auf die Trommel eines Knaben. Was soll das heißen? fragte man. „Hm! — Der „Plauderer gleicht auf's Haar der Trommel. „Außen ein schlechtes Fell, innen ein leeres „Gefäß, und viel Lerm!“

Einer jungen Tochter, die auf ihre Schönheit sich viel einbildete, sagte er: „Schönheit ist wohl schön, aber doch ge„fährlich, denn sie macht eitel und stolz, „und wenn sie verschwindet macht sie — „unglücklich!“

Ich weiß einmal nicht, was doch so viel dumme und schlechte Leute auf der Welt thun! Sie sind zu nichts gut! — „Doch wohl,“ sagte der Alte, „man kann „von ihnen lernen, was man nicht thun „darf.“

Sage mir nur, fragte ihn Einer, wie hast du es angefangen, so verständig und klug zu werden? „Ich habe,“ antwortete er, „dabei angefangen, zu glauben, daß „ich gar vieles nicht weiß; ich habe mich „nie geschämt, andere zu fragen und von „ihnen zu lernen, und habe, wie die Biene, „aus allen Blumen Honig gesogen.“

Abendlied.

Das Tagewerk ist abgethan,
Gieb, Vater, deinen Segen!
Nun dürfen wir der Ruhe nah'n!
Wir thaten nach Vermögen.
Die holde Nacht umhüllt die Welt,
Und Stille herrscht in Dorf und Feld.

Ohn' Ende kreist der Stundenlauf
Der eiteln Lebenssorgen:
Den Müden nimmt der Abend auf;
Ihn weckt der andre Morgen.
Man trachtet, hofft, genießt, wird satt;
Groß sieht's wer wünscht, und klein wer hat.

Aus Lieb' hat uns der Vater Schweiß
Und Arbeit aufgeleget.
Des Leibes Wohl gedeiht durch Fleiß;
Der Geist auch wird erreget,
Und strebt aus eitler Sorgen Tand
Empor zu Gott, der ihn gesandt.

Wenn du getreu vollendet hast,
Wozu dich Gott bestellte,
Behaglich fühlst du dann die Rast
Vom Thun in Hitz und Kälte,
Am Himmel blinkt der Abendstern
Und zeigt noch beß're Rast von fern.

Auf Halm und Blume läßt geheim
Der Vater Labsal thauen.
Mit müden Knieen wandert heim
Der Mensch auf kühlen Auen.
Ihm bettet Gott zu süßer Ruh,
Und zieht des Dunkels Vorhang zu.

Er aber sorgt indeß und wacht
Für uns mit Vatergnade,
Daß nicht ein Unfall wo bei Nacht
An Leib und Gut uns schade.
Wir ruhn, uns selber unbewußt,
Und wachen auf, voll Kraft und Lust.

So ruhn wir, naht das Stündlein einst
Im kühlen Schooß der Erde.
Was sinnst am Grabe du und weinst?
Gott ruft auch hier sein: Werde!
Bald umgeschaffen stehn wir auf,
Und heben an den neuen Lauf.

Schultheiß Wenge in Solothurn.

Schultheiß Wenge in Solothurn.

(Siehe die Vorstellung.)

Die Geschichte vergangener Zeiten ist ein Spiegel der Weisheit für jeden, der die Bilder zu deuten versteht, die er darin erblickt. Es geschiehet nichts Neues unter der Sonne. Was einst geschehen ist, geschiehet nachher wieder, und was jetzt geschieht, war früher auch schon da. Man vergleiche darum die alte und die neue Zeit, und suche in jener Lehre für diese.

Ich will eine große edle That erzählen aus alter Zeit, auf daß die, so da jetzt leben, lernen, wie auch sie handeln sollen in den Tagen der entzweiten Gemüther.

Die Glaubensverbesserung, in Folge deren Bern 1528 die evangelische Lehre angenommen hatte, war überall ein Anlaß von Spaltungen und Unruhen. So auch in Solothurn. Beide Partheien, die altgläubigen Katholiken und die neugläubigen Reformirten standen einander gegenüber: beide hatten Anhang im Rathe, und lange lag es auf der Wage, welche Partei obsiegen würde. Die Katholiken hatten die Münsterkirche inne, die Reformirten hielten ihren Gottesdienst in der Kirche des Barfüßer-Klosters. Trafen sie aber nachher auf Gassen und Plätzen zusammen, so gab's immer Wortwechsel und heftigen Streit. Es sollte endlich eine Disputation entscheiden, wie zu Bern. Aber diese ward von den Katholiken hintertrieben! So ward die Erbitterung immer größer. Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges von Zürich und Bern gegen die kleinen Kantone und Luzern war überall der Muth und der Trotz der Katholiken gewachsen. So wie der Friede geschlossen war, traten sie stürmisch gegen die Freunde der Reformation auf. Die Wohnung des reformirten Predigers ward geplündert und der Rath aufgefordert, die Messe wieder einzuführen. Die fünf Orte, aufgebracht darüber, daß Solothurn nicht nur ihnen nicht hülfreich zugezogen war, sondern daß sogar solothurnische Mannschaft unter Hauptmann Hermann Schmid den Reformirten Hülfe gebracht, forderten jetzt, daß Solothurn entweder den reformirten Gottesdienst abthun, oder 800 Kronen baar zahlen solle. An der Spitze der Reformirten stand Venner Hans Hugi: mit ihm vereinten sich die Bitten Berns. An Platz des verstorbenen, heftigen Schultheißen Hebold war der Seckelmeister Wenge getreten, der als ein unbefangener, wohlmeinender Mann mit Hülfe des französischen Gesandten zu vermitteln suchte. Man fieng an, eine freundliche Ausgleichung zu hoffen, indem die Reformirten jene 800 Kronen auf sich nehmen wollten. Und wie schön, wie christlich wäre es gewesen, hätten die Leute sich im Frieden vertragen. Die christliche Religion stellt ja die Bruderliebe als das höchste Gesetz auf! „Sei freundlich deinem Widersacher! Daran will ich erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr Liebe unter einander habet“ sagt der Herr! Aber die Leidenschaft hatte den Partheihaß entzündet, und wo dieser herrscht, muß die Stimme der Vernunft und Religion verstummen!

Die Katholiken trotzten ärger als nie. Von Freiburg traf Bruder Hieronimus ein, ein Geistlicher von sittenlosem ausschweifendem Lebenswandel, aber ein gewaltiger Eiferer gegen die Reformation. Dieser entflammte durch seine heftigen Predigten den Zorn der Katholiken noch mehr. Die Reformirten mußten mit ihrem Gottesdienste aus der Stadt und nach Zuchwyl weichen. Jetzt gaben diese die Hoffnung auf, auf friedlichem Wege zu ihrem Ziele zu gelangen. Sie mußten nun andere Mittel ergreifen. Am 30. Weinmonat 1532 wollten sie die Thore besetzen, mit Hülfe der Landleute das Zeughaus wegnehmen, aber sie schwuren, Niemand Leides zu thun, und die Waffen nieder zu legen, sobald ihnen eine eigene Kirche und freie Uebung ihres Gottesdienstes auf immer zugesichert sei. — Die Sache ward verrathen. Die Katholiken besetzten das Zeughaus, waffneten sich: die Reformirten zogen sich in die Vorstadt zurück und brachen die Aarbrücke ab.

So standen Brüder gegen Brüder in den Waffen! Es sind seither dreihundert Jahre verflossen. Die Welt rühmt sich jetzt größerer Aufklärung, Humanität oder Menschlichkeit und Sitte; aber ist sie auch christlicher geworden? Ist nicht eben jetzt neue Mißhelligkeit zwischen Katholiken und Reformirten entstanden? Plagen sie einander nicht wechselseitig? Drohet nicht auch religiöse Partheiwuth, die Eidgenossen auf's Neue zu entzweien, wie politische Partheiwuth es thut? O wehe uns, daß Liebe und Friede aus unsern Grenzen gewichen ist!

In der Vorstadt standen also die Reformirten. In der Stadt die Katholiken. Sie hatten schon die Kanonen aufgepflanzt: schon flog eine Kugel über die Aare; da drängte sich Schultheiß Wenge hinzu, stellte sich vor die Mündung einer Kanone, die man eben losschießen wollte und sprach: „Schonet Bürgerblut, oder schießt mich zuerst nieder!“ Erstaunt wich die Menge zurück. Die Nacht verging ruhig. Man unterhandelte. Viele Reformirte wanderten aus, und, mit Ausnahme der Gemeinen im Buchegberg, ward der Kanton Solothurn wieder katholisch!

Wer kann dem wackern Wenge hier seine Achtung und Bewunderung versagen? Aber denket nicht etwa daran, nach der Mode der Zeit, ihm ein Denkmal aufzurichten. Lieber gehet hin und thut desgleichen. Stellet euch zwischen entzweite Brüder! Wehret dem Partheihaß! Rathet zum Frieden! Pflanzet Liebe, Duldung und Versöhnlichkeit! Ihr werdet so Wenge's Andenken am Beßten ehren. Aber auch so am christlichsten handeln, wenn ihr — wie er that — und das Evangelium will, bereit seid, das Leben zu lassen für die Brüder!

Manchem dünkt ein Weg gut zu sein und am Ende führt er zum Verderben.

Bote. Guten Abend miteinander! Habt ihr guten Rath?

Chorrichter. Danki Gott! Guter Rath möchte hier wohl zu spät kommen!

Obmann. Ja, dasmal wenigstens kommst du mit deinem guten Rathe hinten drein, und wirst wenig ausrichten. Wenn ein Haus abgebrannt ist, so hilft's nicht zu sagen, wie man's hätte verhüten können.

Bote. Wohl wahr! doch nur zum Theil. Denn guter Rath hintendrein kann doch zur Warnung vor künftigem Unglück dienen. — Aber wovon war denn die Rede?

Chorrichter. Heh! daß unser neue Wirth vergeldstaget und mit Weib und Kindern auf die Gasse kommt! Wenn du da zu rathen und zu helfen weißt, so bist du gescheider als wir alle.

Bote. Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. Davon ist der Wirth ein lebendiges Beispiel.

Obmann. Ja freilich! Wenn du ihm jetzt schon rathen wolltest, seine Schulden wären darum nicht bezahlt.

Bote. Hätte der Wirth meinem Rathe gefolgt, so wär er nicht vergeldstaget. Ich hab ihm's vorausgesagt, daß es so kommen werde mit ihm und mit manchem Andern.

Chorrichter. Du willst freilich so ein Stück Prophet sein. Aber sage mir, was hast du ihm denn vorhergesagt?

Bote. Daß er sein Glück auf dem unrechten Wege suche und nur Unglück finden werde. Erstlich, so hab ich zu ihm gesagt, verstehst du nichts vom Wirthen; verstehst dich nicht auf den Wein und seine Besorgung und kannst nicht berechnen den Zins vom Kapital, den Abgang, die Kosten u. dgl. — Zum andern lassest du da bauen und repariren und verbrauchst damit dein Geld, kannst dann deine Weinkäufe nicht zahlen und geräthst in Schulden. Denn bei der Menge der neuen Wirthschaften von allerlei Namen können doch unmöglich alle Wirthe zugleich gewinnen. — Dann verlernst du das Arbeiten und meinst, das Wirthen soll alles ersetzen.

Chorrichter. Du redst wie ein Buch. Ha doch nit gmeint, daß du sövel gschikte wärest!

Bote. Ich habe zu oft und viel über die Narrheit derer nachgedacht, die ohne eigentliche Arbeit hurtig hurtig reich werden wollen. Ich habe wohl gesehen, wie es in den meisten neuen Wirthschaften hergeht, um nicht zu errathen, was das End vom Lied sein wird.

Obmann. Es ist mir einmal auch so, es könne am Ende nicht gut kommen, wenn das ganze Land voll Wirthshäuser wird.

Bote. Da suchen diese neuen Wirthe auf jegliche Weise die Kunden anzuziehen; sehen den Hudlen und Lumpen durch die Finger und erlauben ihnen, was ein rechtschaffener Wirth nicht duldet; halten wohl gar liederliche Dirnen und lachen bei dem allem der Polizei. Denn wenn in einer Gemeine 8—10 Wirthschaften sind, so sind nicht Landjäger und Polizeier genug, um überall aufzupassen. Freilich sollten die Vorgesetzten und besonders die Chorrichter — — aber —

Chorrichter. Was sollten wir? Willst du nun gar noch hinter uns?

Bote. Ja freilich will ich auch euch etwas sagen, das ihr meinetwegen hinter's Ohr, aber noch besser in's Herz schreiben könnet. Ihr Vorgesetzte solltet nicht so luem sein, nicht Augen und Ohren abwenden, wo Unrechts geschieht, nicht euch so miserabel fürchten vor den Menschen und zu allem schweigen! Aber ihr wollet euch nicht verbösern, nicht ungünstig werden! —

Obmann. Du hast um etwas recht. Aber du wolltest ja von den Wirthen reden; was —

Bote. Recht! Aber ihr solltet eben nicht zugeben, daß die Wirthe schlecht werden! Ihr mußtet es doch sehn, wie der neue Wirth ein Müßiggänger ward, wie er an's Trinken sich gewöhnte, wie er seine Kinder verwahrlosete und unter den oft betrunkenen Gästen so schlechte Dinge hören und sehen ließ! Warum schwieget ihr dazu?

Obmann (zum Chorrichter). Zuletzt sollen wir noch gar Schuld sein, wenn die Wirthe verlumpen!

Bote. Wer Böses verhindern kann und thut's nicht, ist auch Schuld daran! Uebrigens werden noch Viele zu Grunde gehen, die über dem Wirthlen und Pinteln reich werden wollen, ehe die Welt gescheid wird und das Wirthswesen in gute Ordnung bringt.

Der Arzt und sein Patient.

Patient. Herr Doktor, es ist mir lieb, daß Sie kommen. Ich bin von meinem Fieber glücklich befreit.

Doktor. Das hab ich an Ihrem ersten Worte gemerkt.

Patient. Ei! Wie so?

Doktor. Als Sie gefährlich krank waren, hieß ich immer: „beßter Herr Doktor!“ Als es sich mit Ihnen besserte, ward ich „lieber Herr Doktor“ genannt. Und jetzt heiß ich schlechtweg: „Herr Doktor.“

Angeführt Herr Doctor!

Daß die Engländer manchmal wunderliche Streiche machen, weiß der geneigte Leser. Was ich aber hier erzählen will, das ist z'vollem g'späßig, wenn's schon der Doktor nicht glauben will. Ein Engländer in Frankreich beruft den Doktor zu seiner übel kranken Frau. Der Doktor guckt im Zimmer herum! Es sieht weder reich noch vornehm aus, und er denkt: da wird's mit der Bezahlung nicht eben groß hergehn. Er giebt so höflich als möglich zu verstehen, er fürchte, nicht bezahlt zu werden. Das war nun — so so! Der Engländer sagt: „Da sind 5 Pfund Sterling (etwa so viel Dublonen). Ob Ihr nun meine Frau gesund macht oder sie tödtet, so kriegen Sie das Geld!“ — Die Frau stirbt und nach dem Begräbniß kommt der Doktor und bittet um seine Bezahlung. Aber der Engländer fragt: „Doktor! habt Ihr meine Frau getödtet?“ — Gott bewahre! das that ich nicht. „Habt Ihr sie gesund gemacht?“ — Leider nein! „Nun so bin ich Euch nach unserer Abrede nichts schuldig!“

Wenn's dem Doktor nicht gewissermaßen recht geschehen wäre, so würde man dem Engländer wohl keinen Ehrennamen gönnen. — Ihr Doktores, spitzt das Maul nicht auf reiche Engländer!

Weisheiten.

1.

Beim Schreiber in X. sah ich einmal einen ganz kurzen Lineal von kaum 5 Zoll. „Wofür das kleine Ding?“ fragte ich. Und er sagte: Eh! versteist du's nit? das ist für churzi Striche z'mache. Ich lachte und dachte an jenen Buchhändler, der in die Thüre seines Magazins ein Loch machen ließ, damit die Katze hinein könne. Und als die Katze Junge brachte, ließ er zwei leben und zugleich zwei kleinere Löcher in die Thüre machen. „Aber wozu das?“ fragte ein Commis. Je — sagte er, damit die kleinen Kätzchen auch hinein können.

2.

Als einmal des Pfarrers Knaben mit einigen geschossenen Eichhörnchen beim Sameli vorbei giengen, kam dem der Gelust an, auch so zu thun. Mit der geladenen Musterbüchse gieng er in den Wald, lief lange herum, und brachte nichts heim. „Sameli! Wo hest d'Eihörn?“ — Jä! ha nüt chönne schaffe! Sy geng uf Böum ufekreblet!

3.

Der Rudi chumt zum Schlosser. „Du! G'schau, das Röhrli a mym Uhreschlüssel wot nimme ga! Chast mer's nit e chli z'säme dopple?“ — Ach! das geht nicht! — „Wohl frili! Gimer nume e Hammer!“ Der Schlosser denkt: ich will doch sehn, wie dumm der ist, und giebt ihm einen Hammer, der wenigstens ein halbes Pfund wiegt. Rudi nimmt, und im ersten Streich ist der Schlüssel breit geschlagen. „O der Tüfel! Jetz isch g'scheh.“

4.

Ein andermal ist Rudi im Holzhaus, ergreift eine Spälte und die Holzaxt, und fängt

an zu hauen. „Was machst da, Rudi?“ — I wot der Großmutter es Zandgrübeli mache.

5.

Und damit die lieben Weiblein auch etwas zu lachen haben, so erzähl ich ihnen von der klugen Hausfrau, welche die Kastanien zum Braten auf einer zinnernen Blatte in's Bratöfeli that. — Ihr sollt nun errathen, wie das zugieng, daß die Blatte davon lief, wenn schon das Thürli beschlossen war.

6.

Das halbe Dutzend Weisheiten macht aus die junge Hausfrau, die ihre Köchin also kommandirte: „Loset, Lisebeth! Hüt chunt my Herr wieder vo der Reis hei. Da wei mer ihm öppis Guts z'Morge mache. Rupfet jetz dä Has woni gester kauft ha, und bratet ne!“ —

Ein merkwürdiges Gespräch zwischen zweien Bauernweibern.

Bäbi. Eh! Herr Jemers Käti! Bist du einisch z'Märit gsy? Das ist fry seltsam!

Käti. He ja! du hest recht. Es het er List gnue brucht, geb i ha chönne ga. My Alte meint emelo, i söt geng ds ganz usendig Jahr us un y deheime hocke!

Bäbi. Heh! Si sy all so! Si laufe alli Bot z'Märit, si gä a d'Gmein oder vore Gmeinrath; sie hei bal bim Stathalter, bal bim Gmeinschryber z'thüe, Affeng! Zätera! u de hocke sy geng im Wirthshus — aber mier arme Wybli — —

Käti. Ja! we mier nit allmeneinisch listiger wäre weder si, mir chönnte daheim versure u schlecht ha. Aber we's mer de z'gut chunt, so reisen ig ihm's de o, u mache daß i zu myr Sach chume, ohni daß er's merkt.

Bäbi. Me muß es so mache, we si nit angers wei. I hät hüt o kei Gaffe chönne chaufe, wen i nit es Paar Chlöbe Ryste hät uf d'Syte g'macht u verkauft.

Käti. Aber merkt dy Benz nüt? Er isch sövel exakte.

Bäbi. Wenn er's merkt, daß ere fehle, so säge-ni, es syg mer g'stole worde. Was weiß er!

Käti. Heh ja! Me brucht ne d'Nase nit ebe uf alles ufe z'stoße. Wenn ig u my Tochter Bäbi allme heimlich G'wächs verchaufe, so säge mir: d'Hex ufem Bort nide heig's zoge. U we mer Anke verchaufe, so säge mir ihm: d'Chüe syge verhexet daß d'Milch e kei Anke gäb. Er glaubts de und fluchet über die Hex daß e Grus ist. — Der Sami, der Tagwener, het mer einisch g'seit: los — we der Meister d's Ankefaß einisch nimme mit eme Fürtech Bendel verbindt, so hört das Hexewerch von ihm selber uf. Aber i han ihm z'Mul g'stopft mit eme Feufbätzler und eme Säckli Mehl.

Bäbi. Es chunt mir wohl, daß i mit üsem jungen Schärer gut Fründ bi. Wen i Neuis gern hät, wo-n-i wohl weiß, daß Benz mer's nit zuließ, so thun i as we mer Neuis fehlti u fah a gruchze u mi gha, bis ihm Angst wird. Da lan i der Schärer cho, u dä ist de schon b'richtet und seit was i will. I ha my Gmeisterchäs scho mängisch dä Weg ume dinget.

Käti. Säg mer o, warum hest dy Jungfrau verschickt? Es het mi geng düecht, es syg e sones styfs, ärstigs, manierligs Meitli!

Bäbi. Heh ja! Mira ärstig gnue. Aber es het da welle resiniere, i söt my Ma nit so aführe u het da vom Schärer v welle säge. Aber wohl! Dem hani der Stand gly wyters

gä. I han mym Mandli b'richtet, wien es es mit dem Schryber heig u wie er nume synetwege geng z'Abesitz chömi. Du het's gly furt müße.

Bäbi. I bi mi froh bruchen i kener Jungfraui. I mach es mit myne Meitlene u die wüsse wohl warum si schwyge. Wo Hans vom letzte Thunmärit hei cho ist, so ist er so volle gsi, daß er bal nit g'wüßt het, was hinger oder vorfer a der Chue ist. Aber i ha du wohl gwüßt, won er der Geldseckel het. Es het es nieders öppis dervo übercho.

Käti. Heh nu! We's üser Manne nit beßer ha wei, so heige si's. We si ein o Gaffe gnue gönnte un albe einisch e Schoppe rothe Wy, un eim öppe o z'Märit nähme, oder ein öppem öppis styfs wette chrame un i der Hushaltig nit sövel exakt u schnausig sy, mi thät o öppe angers. Aber dä Weg!! — —

Nüt für ungut, liebi Wyber,
Zürnet nit dem Prattigschryber!
Sicher sy nit viel e so.
Aber es git, will i wette
Mängi die so seligs thäte;
I ha gute B'richt dervo.
Trift es di? mußt du di schäme?
Schäm di nume! Häb d'Händ z'säme
U bikenn's dem liebe Gott!
Trift's di nit? Hest es gut's G'wüsse?
Nu so söll dy Ma di chüsse.
De bis z'friede. — B'hüt ech Gott!

Gründliche Belehrung über die Hexen.

(Beschluß von einem frühern Jahrgang.)

Wenn der wahrheitliebende Leser sich die Mühe nimmt, den Anfang dieser Belehrung im vorigen Jahrgange noch einmal zu lesen, so wird ihm dieser Beschluß desto verständlicher sein. Wir fragen vorerst:

ist Hexerei möglich und wahr?

Diese Frage heißt eben so viel: ist es möglich, daß der Mensch mit dem Teufel einen wirklichen Bund mache? Hat der Teufel so viel Gewalt in der Welt? Uebergiebt wohl der himmlische Vater eines seiner Kinder in die Gewalt des bösen Geistes? Hat dieser so viel Macht, daß er Gottes Schöpfung stören und seiner Vorsehung in den Weg treten kann? — Ich denke: jeder vernünftige Christenmensch wird sagen: nein, das ist nicht möglich.

Ferner: Es sagen die Hexenmeister und Zauberer, sie verrichten ihre Künste mit des Teufels Hülfe, z. B. er zeige und hebe ihnen die Schätze, die vergraben sind und die er hütet. Gut! Sie bekennen also, der Teufel ist stärker als ich! — Nun aber sagen sie ferner: wir können den Teufel bannen, vertreiben, zwingen. Also sind sie ja stärker als er. Wie reimt sich nun das zusammen?

Endlich: Wenn eine Hexe mit des Teufels Hülfe einem Nachbarn sein Vieh krank gemacht hat, so kommt eine andere und macht's wieder gesund, abermal mit des Teufels Hülfe. Zerstört also der Teufel sein eigenes Werk? Dann ist er doch wahrlich ein dummer Teufel.

Wer nun dem allem vernünftig nachdenkt, wird finden: es ist nichts mit der Hexerei und Zauberei, als ein dummer Aberglaube und die Sache ist nicht wahr und nicht möglich. Wer noch an dergleichen Teufelskünste glaubt, der ist in der Finsterniß, ob wie gescheid und weise er sich dünkt. Oder sage mir doch einer, warum hörte man ehedem so viel von Hexenwerk? Nur weil viele daran glaub-

ten. Warum giebt es jetzt beinahe keine Hexen mehr? Weil Niemand mehr daran glauben will. — Hexen und Gespenster verschwinden sicher überall, wo man nicht daran glaubt. —

Was ist's denn mit den Hexenprozessen?

Wer die alten Geschichten und zumal die Protokolle der Hexenprozesse liest, der kommt zu folgenden Ueberzeugungen, die zeigen, was an der Sache war.

1) Neid, Haß, Feindschaft und Bosheit waren sehr oft der Grund, warum dieses oder jenes alte Weib als eine Hexe angeklagt wurde.

2) Die oben angegebenen Zeichen und Proben mit den Flecken, Warzen u. dgl. und das sogenannte Schwemmen waren sicher keine Beweisthümer, und die Folter hat manches unwahre Geständniß erpreßt.

3) Es war sicher oft der Fall, daß verkleidete Kerle sich für Teufel ausgaben, um Weibsbilder zur Unzucht mißbrauchen zu können; und war das einmal geschehen, so meinten die abergläubischen armen Dinger, sie seien nun einmal in der Gewalt des Teufels, und dann kam eins aus dem andern.

4) Erwiesen ist auch, daß viele sogenannte Hexen eigentliche Giftmischerinnen waren, und Menschen und Vieh verderbten; nicht mit Teufelskünsten, aber mit giftigen Kräutern, Pulvern und Salben. Als solche hatten sie wohl den Tod verdient.

5) Es ergiebt sich aus solchen Verhandlungen, daß der Glaube: „ich bin eine Hexe" bei vielen zwar felsenfest stand, und doch nur Einbildung war. Sie salbten sich nämlich, ehe sie auf der Ofengabel zum Blocksberge fuhren, mit der sogenannten Hexensalbe und diese machte sie auf eine Zeitlang ganz verirrt, brachte sie in einen tiefen Schlaf, und was ihnen im Traume vorkam, hielten sie steif und fest für Wahrheit. — Zum Schluß und als Belege der Wahrheit —

Einige Hexengeschichten.

Auf dem Gute eines Edelmannes im Mecklenburgischen war eine Frau der Hexerei beschuldigt. Sie behauptete: sie sei schon oft zum Blocksberge gefahren und werde auch diese Nacht wieder fahren. Nun bewachte der Edelmann mit dem Pfarrer und mit seinem Hausgesinde das Weib genau. Die Nacht kam; das Weib zog sich nackt aus, salbte sich tüchtig ein und verfiel in einen langen und tiefen Schlaf, während dem sie immer bewacht wurde. Als sie endlich erwachte, so behauptete sie steif und fest, sie sei mit andern Hexen in großer Gesellschaft gewesen auf dem Blocksberge. Kein Mensch konnte es ihr ausreden.

In Schwaben ward ein Weib beklagt, sie sei eine Hexe und sie selbst behauptete es. Der Richter des Ortes war ein vernünftiger Mann und untersuchte die Sache mit Hülfe eines klugen Freundes. So wie sie alles bestätigte, forderte er die Probe. Sie war dazu bereit, salbte sich wacker ein, fiel dann in eine Ecke des Zimmers und lag in einem so tiefen Schlafe, daß sie mit nichts zu wecken war. Jetzt ließ man ihr warmen Essig über den ganzen Leib gießen. Sie erwachte zwar, war aber so stumm, daß sie kein vernünftiges Wort reden konnte. Man legte sie auf ein Bett, sie schlief noch eine Stunde und erzählte nun: „Unterwegs begegnete mir der Teufel und goß mir einen brennenden Schwefelregen über den Leib, so daß ich schier zu Boden gesunken wäre. Aber er reichte mir die Hand und hob mich auf u. s. w.

Ach! Hexerei und Zauberei
Ist nichts als dumme Narrethei.

Kunst bringt Gunst.

Es war einmal in alter Zeit ein berühmter Maler, der hieß Apelles. Auch war ein König, der dem Maler aber nichts nachfragte. Unter den Hofleuten des Königs war ein Elender, der sich eine Freude daraus machte, wo möglich den Maler ganz bei dem König verhaßt zu machen. So legte er ihm eine Falle, indem er einen Bedienten mit Geld erkaufte, daß er den Maler im Namen des Königs zum Mittagessen einladen sollte. Der Maler denkt an nichts Arges und geht hin. Der König wird zornig, heißt ihn einen unverschämten zudringlichen Kerl und will wissen, wer ihn eingeladen habe. Apelles kann keinen Namen angeben. Als aber der König immer zorniger wird, und durchaus will, er soll Jemand angeben, so ergreift der Maler eine Kohle im Kamin und zeichnet damit das Gesicht jenes Bedienten so kenntlich an die Wand, daß der König und seine Hofleute im Augenblick den Menschen erkennen. — Jetzt erst sah der König, wie groß die Kunst des Apelles war, und hielt ihn von nun an in großen Ehren.

Hausstreit.

Pfarrer. Ich höre mit Unlieb, daß ihr guten Leute gestern Nachts solchen Hausstreit gehabt, und ihr, Benz, sogar eure Frau geschlagen habt. Laßt mich hören, was ist das?

Benz. Ja, Herr Pfarrer, es ist leider wahr. Ich hät es nicht thun sollen. Aber der Zorn hat mich übernommen. Es war darnach!

Pfarrer. Erzählt mir ruhig woher und warum der Streit?

Benz. Heh woher? Daß mein Weib mir unbewußt von Haus lauft, die Haushaltung, die Kinder, die Waar im Stiche läßt. Zu Mittag, vorgestern war's, komm ich durch und durch naß heim. Da ist keine Frau, kein Feuer in der Küche. Die Mutter sei g'sundiget gleich nach mir fort und sie wissen nicht, wohin. So erzählen die Kinder. Wollen wir z'Immis essen, so muß ich selber kochen.

Frau. Ach! der Benz fragt nichts nach dem wahren Lebensbrod.

Benz. Wart nur! Ich bin noch nicht fertig. Ich geh wieder an meine Arbeit. Beim Feierabend komme ich heim, aber — keine Frau! Derweilen ist das eine Kind gefallen, hat sich ein Loch in den Kopf geschlagen und das ältere mußte einer Nachbarsfrau rufen, daß sie es verbinde. Die Geiß, die Sau ist nicht gefüttert, zu Nacht kochen muß ich selber und die Kinder nieder thun. Ich warte bis um Mitternacht und umsonst; das Weib kommt nicht und ich weiß nicht, wo mein Weib die ganze Nacht herum streicht. Ist solches permittirt, Herr Pfarrer?

Frau. Der Herr sagt: wenn ihr um meinetwillen verfolget werdet, so freuet euch, — euer Lohn . . .

Pfarrer. Geduld Frau. — Benz, erzählt weiter.

Benz. Und so ist sie erst den andern Tag auf die Nacht wieder kommen und hat so mich, meine Haushaltung, meine Kinder zwei Tag und eine Nacht böslich verlassen. Das hat mich zornig gemacht und darum hab ich ihr ein paar Kläpf gegeben.

Pfarrer. Unrecht, sehr unrecht hat die Frau allerdings. Aber schlagen soll kein christlicher Ehemann sein Weib. Du Frau, sag jetzt, warum hast du das gethan?

Frau. Hm! Ich bin an einem guten Orte

gewesen, in einer Versammlung von frommen Leuten und habe mit ihnen gebetet und Gottes Wort gehört und die Gottseligkeit ist ja zu allen Dingen nutz. Aber die Kinder dieser Welt wollen davon nichts hören.

Pfarrer. Aber Frau, das ist gar keine Gottseligkeit, daß du so deinen Mann verlassest, dem du vor Gott Liebe und Treue gelobet hast: daß du dein Hauswesen verlassest, dem du vorstehen sollst, und deine Kinder verwahrlosest, die Gott dir anvertraute und über die er dich zur Rechenschaft fordern wird. Das ist keine Gottseligkeit, denn es stehet geschrieben: „wer die Seinen, seine Hausgenossen nicht versorget, der hat den Glauben verläugnet und ist ärger als ein Heide."

Frau. Aber Herr Pfarrer, wenn ich doch dem Herrn Jesu diene und ihn anrufe — —

Pfarrer. Der Herr sagt selber: „Nicht Jeder, der zu mir sagt: Herr! Herr! wird in's Himmelreich eingehn, sondern nnr der, der den Willen thut des Vaters im Himmel." Und dieser Wille ist, daß das Weib treu sei dem Mann in der Liebe, ihm in beständiger Treue anhange, rathe und helfe; daß die Hausfrau die Ihren versorge; daß die Mutter ihre Kinder bewache, besorge und erziehe zur Ehre Gottes. Wenn du, Frau, aber alle diese Pflichten hintansetzest und meinst, mit vielem Beten und Versammlunglaufen fromm zu sein, so bist du in großem Irrthum. Gebet und Gottesverehrung soll uns besser, treuer, gewissenhafter machen in allen unsern Pflichten. Ohne das ist's nur pharisäisches Scheinwerk. Sei du in Zukunft eine treue Frau, Hausmutter und Mutter für deine Kinder, damit du nicht erschreckst, wenn Gott ruft: Gieb Rechenschaft von deiner Haushaltung!

Einige alte Reimlein aus dem Munde des Volkes.

Meitschi, i säge dir's, un alle insgemein,
Trau keinem Knaben, er sei groß oder klein,
Si sy voll Falschheit bis unten i d'Schnb.
Drum hüth di u denk geng, es gang nit recht zu.

Chlyni Lieb macht viel zu schaffen,
Großi Lieb bringt Traurigkeit.
O wie rühig chame schlafe
We me nüt vo Liebi weiß.

Hübsch wär i gern, das bin i nit.
Fromm, ehrlich — aber me glaubt mer's nit.
Viel Geld und Gut, das han i nit,
Drum han i kei b'ständige Liebste nit.

O wie ist dene Meitschene ihre Treu e so chlei!
Es trug se ne Fleuge an ihrem Bei,
Un irti se nüt am Fleuge.
O wie ist dene Chnabe ihr Treu e so groß!
Es trug si kei Esel, es zug si keis Roß;
Kei Fuhrme möchti se g'führe.

Hirsch, Hase und Esel.

Ein Hirsch mit prächtigem Geweih
Von sechszehn Enden gieng spazieren;
Ein Hase lief vorbei
Sah ihn und stutzte. Starr auf allen Vieren
Steht er und gafft ihn an.
Macht Männchen, geht heran,
Sagt: „Lieber sieh mich an!
Ich bin ja auch ein Hirsch;
Denn, spitz ich meine Ohren
Da hab ich ein Geweih wie du!"
Ein Esel hörte zu,
Sprach: „Häschen, du hast recht,
Wir sind von einerlei Geschlecht;
Der Hirsch und ich und du."

So mancher meint, auch ich bin zum Poet geboren.
Und ist doch nur ein Thier mit ein Paar langen Ohren.